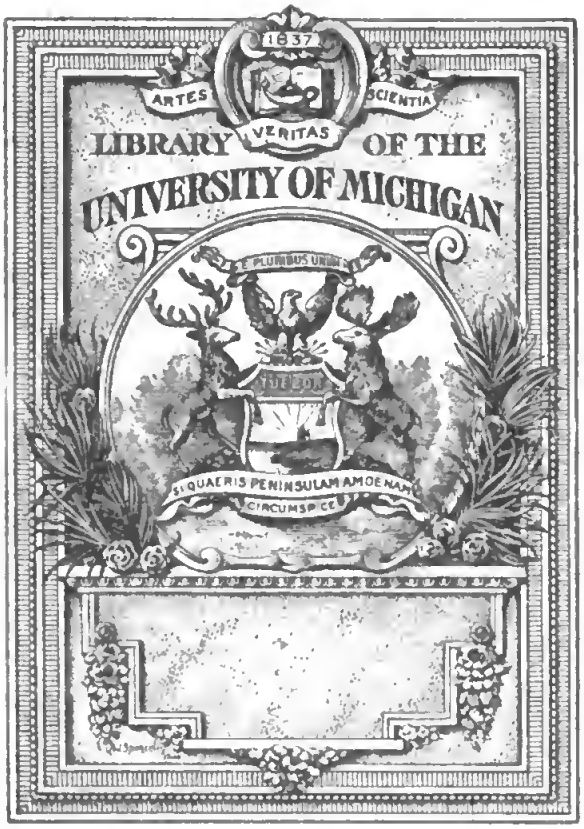
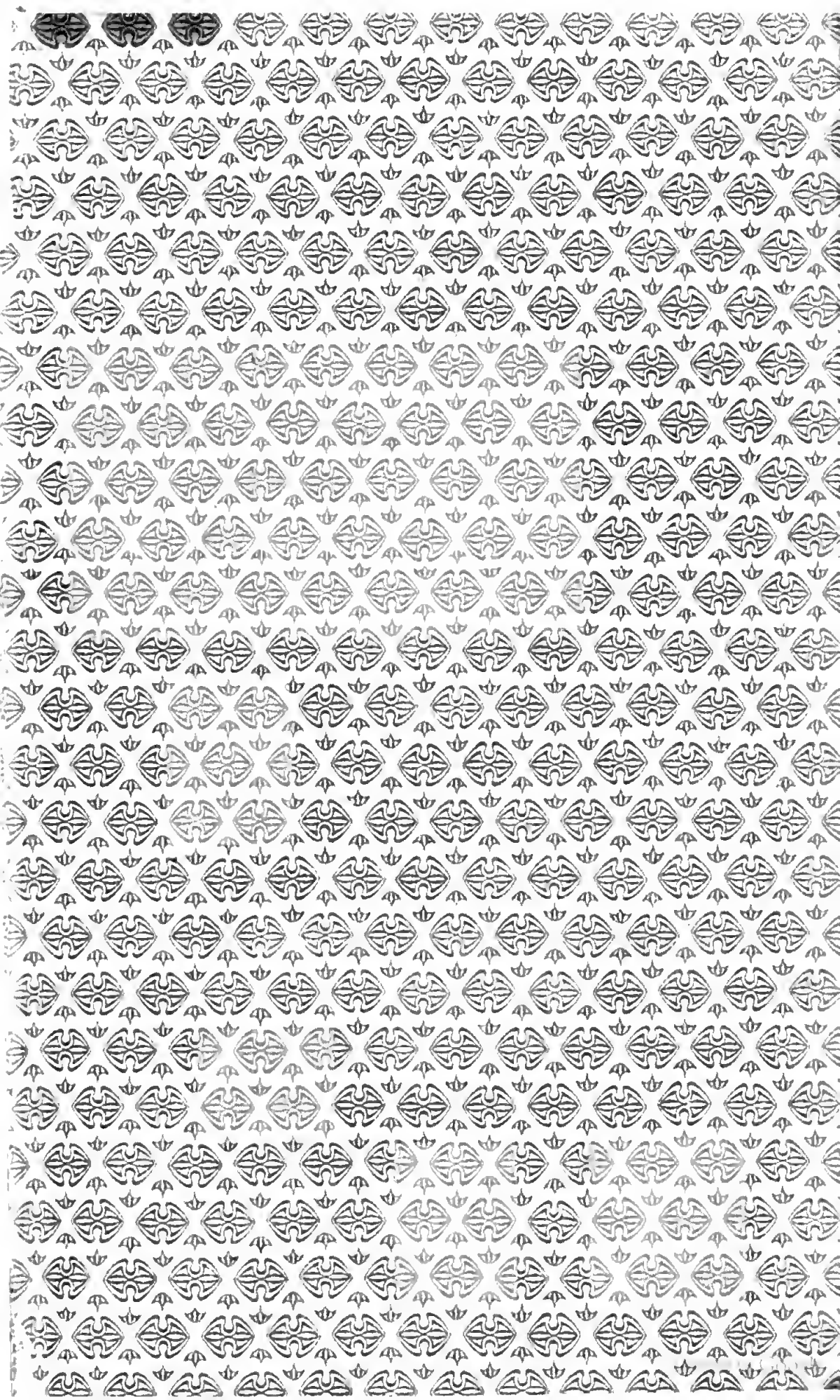
838
K65b
1860
A 726,334


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



838
K65-b
1860

Digitized by Google

Heinrichs von Kleist

Briefe an seine Schwester Ulrike.

121761

Herausgegeben

von

Dr. A. Roberstein.

Berlin.
Verlag von E. H. Schroeder.
Hermann Kaiser.
Unter den Linden 23.
1860.

Vorrede.

Was zeither über Kleiſt's Leben, zumal ſein inneres, zu allgemeiner Kunde gelangt iſt, ließ den Gang, den dasſelbe genommen, in ſeiner Ganzheit nur mehr ahnen als überſchauen. Die einzelnen Momente darin, die ſeine im Druck erſchienenen Briefe und Brieffragmente in ein helleres Licht hoben, blieben zuſammenhanglos, weil die vermittelnden Uebergänge ſich unſerm Blicke mehr oder weniger entzogen; ſie waren überdies zum Theil durch zu weite Zeiträume von einander getrennt, als daß die Nachrichten über ihn, die uns anderweitig zugekommen ſind, ausreichen konnten, die großen Lücken in der Geſchichte ſeiner geiſtigen und ſittlichen Entwickelung einigermaßen auszufüllen, und dieſe Nachrichten entbehrten wieder öfter der vollen Verbürgung.

Als nach dem Vorgange Ludw. Tieck's im Jahr 1848 Ed. von Bülow von dem Leben des Dichters eine neue Darſtellung lieferte, verhehlte er nicht, daß ſeine Nachrichten vollſtändiger geworden wären, hätte ſich ihm nicht, trotz allen Bemühungen zu ihr zu gelangen, „die natür-

lichſte und wichtigſte Quelle" für die Lebensgeſchichte Kleiſt's durchaus unzugänglich erwieſen.

Dieſe Quelle waren Kleiſt's Briefe an ſeine Schweſter Ulrike. Von der gegenwärtigen Beſitzerin mir zunächſt nur zu eigener Kenntnißnahme anvertraut, ſodann aber auf meine Bitte mir zu freierer Verfügung geſtellt, erſcheinen ſie nun hier, nach den von mir genommenen Abſchriften, vom erſten — aus dem Anfange des Jahrs 1795 — bis zum letzten — vom Morgen ſeines Todestages — in einem Drucke, dem die ſorgfältigſte Vergleichung der Correcturbogen mit den Blättern, wie ſie von Kleiſt's eigener oder ſeiner Schweſter Hand beſchrieben ſind, vorangegangen iſt.

Daß durch ſie wirklich nicht nur die Nachrichten über das Leben und die Schickſale des Dichters nach deren äußerm Verlauf weſentlich vervollſtändigt und in vielen Punkten berichtigt werden, ſondern daß ſie uns auch viel tiefer, als es ſo lange möglich war, in die Geſchichte ſeines Innern, in die Reihenfolge ſeiner Seelenkämpfe und Seelenleiden blicken laſſen, wird jeder, wie ich überzeugt bin, zugeben müſſen, der mit dem Inhalt die von Ed. v. Bülow verfaßte Biographie ſammt den Ergänzungen dazu, welche ſich in Jul. Schmidt's Einleitung vor der neuen Ausgabe von Kleiſt's Schriften finden, vergleichen will.

Indem ich es einer andern Hand überlaſſe, nach dieſen Briefen und nach den eben angeführten Büchern die Lebensgeſchichte des Dichters aufs neue zu ſchreiben,

beſchränke ich mich hier auf die vorläufige Berichtigung von Einzelnheiten in der von Bülow gelieferten Biographie und auf die Feſtſtellung oder Hervorhebung verſchiedener Puncte, die darin theils mehr oder weniger ungewiß gelaſſen, theils ganz unberührt geblieben ſind.

Im Jahre 1792 trat Kleiſt in das Regiment (S. 17); zu Anfang des Jahres 1795 war er noch nicht Officier, erwartete aber, es demnächſt zu werden (S. 3), d. h. er war noch Junker: denn wenn ich mich in Betreff der damaligen militairiſchen Rangſtufen nicht irre, gehörte der Fähndrich ſchon dem Officierſtande an. Seine Univerſitätsſtudien in Frankfurt a. d. O. muß er zu Oſtern 1799 begonnen haben, da er ſich im November dieſes Jahres ſchon in ſeinem zweiten akademiſchen Curſus befand (S. 4). Er hatte ſich ein Ziel geſteckt, das — beſonders in dieſem zweiten Semeſter — die ununterbrochene Anſtrengung aller ſeiner Kräfte und die Anwendung jeder Minute Zeit erforderte, wenn es erreicht werden ſollte (S. 4 f.): vorzugsweiſe beſchäftigte ihn wohl die Mathematik (S. 5 u. 10). Durch die übermäßige geiſtige Anſtrengung in dieſer Zeit glaubte er ſpäter ſelbſt ſeine Geſundheit untergraben und den Grund zu der tiefen Verſtimmung ſeines Gemüths gelegt zu haben, die ſchon im Jahre 1801 ihren unſeligen Einfluß auf ſein Leben und Handeln auszuüben begann (S. 64). Bereits in Frankfurt fühlte er ſich bei weitem nicht ſo glücklich und froh, wie man nach Bülow's Bericht (S. 9 ff.) annehmen könnte: er fand ſich, zumal während Ulrikens Ab-

weſenheit, vereinſamt, den meiſten Menſchen gegenüber fremd, in ihrer Geſellſchaft verlegen, beklommen und ängſtlich; nur zuweilen gelang es ihm, in der Familie ſeiner nachherigen Braut „recht froh zu ſein" (S. 6 ff.)*). In Berlin verſtimmte ihn zunächſt wieder das Brüten über ſeine Zukunft: er wußte nicht, ob er ſich in ein Amt fügen ſollte oder nicht, und da er ſich keinem Andern ganz erklären konnte, vermochte er auch nicht ſich irgendwo Raths zu erholen (S. 25). In welcher Abſicht die Reiſe im Spätſommer 1800 unternommen ward, ob ſie im Auftrage des Miniſters Struenſee geſchah (S. 27), und ob ſie Kleiſt mit ſeinem Freunde Brokes wirklich nach Wien und von da erſt nach Würzburg führte, läßt ſich nicht mehr ermitteln. Faſt möchte man glauben, ſie ſeien gleich nach Würzburg gegangen; denn am 26. Auguſt waren ſie noch in Berlin (S. 32), und am 16. Sept. ſchrieb Kleiſt ſchon aus Würzburg an ſeine Braut (bei Bülow S. 106); dazu halte man den Schluß eben dieſes Briefes (S. 121), wonach das Ziel der Reiſe noch nicht erreicht ſein konnte. Eine Ueberlieferung über den Zweck derſelben habe ich in der Anmerkung auf S. 27 mitgetheilt. Nach einigen Aeußerungen im 9. Briefe an Ulrike (S. 39 oben und S. 42) ließe ſich vielleicht vermuthen, daß es auf die nicht gefahrloſe Erforſchung irgend eines

*) Die Culturgeſchichte, nach der er ſich in der Nachſchrift zum 4. Briefe erkundigt, war ohne Zweifel das Heft, woraus er ſeinen Schweſtern und ſeinen Freundinnen damals Vorträge hielt (Bülow S. 11).

Geheimnisses im Fabrikwesen abgesehen war, wenn nicht Stellen in den voraufgehenden Briefen (S. 26. 29 f. 32. 35) zu sehr dagegen zu sprechen schienen. Auffallend ist es, daß sich kein während der Reise geschriebener Brief an die Schwester vorfindet, obgleich Kleist versprochen hatte, ihr gleich von Wien aus Nachricht zu ertheilen (S. 34). Nachdem er gegen den Ausgang des Octobers auf dem geradesten Wege und in der kürzesten Zeit von Würzburg nach Berlin froh und hoffnungsreich zurückgekehrt war (S. 35 ff.), soll er nach Tieck's Angabe (S. VI) im Departement des Ministers Struensee angestellt worden sein. Was dagegen schon Bülow (S. 16) eingewandt hat, wird durch den Inhalt des 9. Briefes nicht bloß unterstützt; wir erfahren aus demselben auch, daß er, um die im Finanzfach betretene Laufbahn mit Ehren verlassen zu können, während des Winters, ohne eigentlich angestellt zu sein, nur den Sitzungen der technischen Deputation im Finanzministerium beiwohnte, im nächsten Frühjahr sich aber bestimmt über die Annahme oder die Ablehnung eines Amtes erklären wollte. Welchen andern Lebensweg er etwa einschlagen würde, wußte er noch nicht; nach einem andern Amte sich umzusehen, fühlte er keine Neigung in sich: am liebsten, schrieb er, würde ihm noch ein akademisches Lehramt sein, wenn er sich nicht die volle Unabhängigkeit wahren und in ihrem Genuß seine Wünsche ganz erfüllen könnte. Im Laufe des Winters wurde ihm der Aufenthalt in Berlin immer unerträglicher; er

wollte es verlaſſen, ſobald er nach ſeinem Plane das Studium einiger Wiſſenſchaften vollendet hätte (S. 45). Für ein Amt hatte er ſich, ſo ſehr er auch ſeiner Unentſchloſſenheit Herr zu werden ſuchte, zu Anfang Februars noch immer nicht entſcheiden können, weil er ſich von Tage zu Tage mehr überzeugte, wie ganz unfähig er ſei, eins zu führen (S. 46 f.). Der ganze 10. Brief zeigt, wie vereinſamt und unglücklich er ſich in Berlin fühlte, und wie verdüſtert ſeine Stimmung gegen Welt und Menſchen überhaupt war. „Selbſt die Säule, an welcher er ſich ſonſt in dem Strudel des Lebens gehalten", die Liebe zu den Wiſſenſchaften, wankte bereits. Wiſſen, meinte er, könne unmöglich das Höchſte ſein; beſſer als Wiſſen ſei Handeln (in dieſer Ueberzeugung traf er jetzt mit ſeinem Freunde Brokes zuſammen; vergl. bei Bülow S. 143). Wollte er aber auch noch der Wiſſenſchaft allein leben, ſo war er wieder ungewiß, für welche er ſich entſcheiden ſollte. Der folgende Brief, an demſelben Tage geſchrieben, von welchem der ſiebente bei Bülow ſich datiert, iſt nicht nur mit deſſen zweiter Hälfte von gleichem Inhalt, ſondern ſtimmt an mehreren Stellen ſelbſt wörtlich damit überein. Da Kleiſt darin ſeiner Schweſter anheimgeſtellt hat, ihn nach Paris zu begleiten und ſie darauf eingegangen iſt, theilt er ihr in dem zwölften den Ueberſchlag der Koſten zur Beſtreitung der Reiſe mit. Daß er dazu, wie Tieck (S. VIII) es für möglich hält, einen Zuſchuß von der Regierung erhalten habe, wird weder in dieſem noch in dem vorhergehenden

Briefe angedeutet und ist mir auch nach S. 54, verglichen mit den letzten Zeilen auf S. 56, wenig wahrscheinlich. In Paris soll er, wie Bülow gehört zu haben glaubt, bei Laplace gewohnt haben (S. 24); offenbar hat hier aber eine Verwechselung mit Lalande Statt gefunden, und die Ueberlieferung wird nach meiner Anmerkung auf S. 72 zu berichtigen sein. Auch erfolgte die Abreise von Paris über Frankfurt a. M. nach der Schweiz nicht, wie Bülow (S. 25) berichtet, Anfangs 1801 (soll heißen 1802, wie etwas weiterhin statt „den Winter 1800 bis 1801" zu lesen ist „den Winter 1801—1802"), sondern gegen Ende des Jahres 1801, da Kleist am 16. December schon seit einigen Tagen sich in Basel befand (S. 58. 60), wohin er nach seiner Trennung von Ulriken in Frankfurt a. M. mit seinem Reisegefährten zu Fuße gewandert sein muß (S. 58—61). Die Nachricht, die er von dort aus seiner Schwester über Heinr. Zschokke gibt (S. 61), läßt vermuthen, daß beide Geschwister diesen schon von Frankfurt a. d. O. her, wo er studiert hatte und dann bis 1795 Privatdocent gewesen war, kannten, und daß der Bruder gehofft hatte, mit ihm in Basel zusammenzutreffen. Wie der 13. Brief über Kleist's Reise von Frankfurt a. M. nach Basel zuerst nähere Auskunft gibt, so liefern die Briefe 14—17, nebst dem Schreiben an v. Pannwitz im Anhange, die erwünschtesten Ergänzungen zu dem, was bisher über seinen Aufenthalt in der Schweiz bekannt geworden war. Nach dem Briefe aus Bern vom 12. Januar 1802 muß sein Plan, in der

Schweiz ſich anzukaufen und als Landmann zu leben, von den Verwandten höchlich gemißbilligt und er durch Ulrikens Vermittelung zur Rückkehr in die Heimath, um ſich daſelbſt um ein Amt zu bewerben, dringend aufgefordert worden ſein. Dieſem Verlangen zu willfahren, ſah er jedoch als eine Unmöglichkeit für ſich an. Durch Feſthalten an ſeinem Entſchluß glaubte er allein den Lebensweg gefunden zu haben und verfolgen zu können, der ihm von der Natur vorgezeichnet und auf dem ſein Geiſt von Kindheit an vorangegangen wäre (S. 62 ff.). Er ſetzte der Schweſter auseinander, wie er ſeinen Plan auszuführen gedächte, welche Vorbereitungen dazu er bereits getroffen habe, und wie vorſichtig er dabei zu Werke gienge; wie er dabei aber freilich auch auf ihre Unterſtützung rechnete (S. 66 ff.). Fünf bis ſechs Wochen ſpäter, wo er ſchon in Thun war (ſo daß er alſo nur einen kleinen Theil des Winters in Bern verlebte), hatte ihn aber die Einmiſchung der Franzoſen in die öffentlichen Verhältniſſe der Schweiz und die dadurch geſteigerte Unſicherheit der dortigen Zuſtände beſtimmt, ſeinen Plan vor der Hand ruhen zu laſſen, wenn er ihn auch keineswegs aufgegeben hatte. Er war jetzt bei weitem heiterer als ſonſt; er glaubte, daß für ihn in der Zukunft zur Nothdurft geſorgt wäre, ließ indeß die Schweſter nur errathen, worauf er rechnete (S. 69 f.). Es iſt wohl nicht zu bezweifeln, daß er ſich jetzt ſchon ſeines Dichtertalents bewußt geworden, daß „die Familie Schroffenſtein“ wo nicht vollendet, doch weit vorgerückt

war, und daß er sich als Schriftsteller so viel zu erwerben getraute, als er zum Leben bedurfte. Vier Wochen darauf hielt er sich noch in Thun auf. Die Schweizer Zustände hatten sich verschlimmert, dadurch war er in seinem Entschlusse bestärkt worden, sich auf den Ankauf eines Grundstücks fürs erste nicht einzulassen, obgleich er die von Ulriken erbetene Geldsendung erhalten hatte. Sein kleines Vermögen war fast ganz geschwunden (vgl. S. 86), aber er wußte jetzt, wie er sich ernähren könnte, und brauchte nichts weiter als Gesundheit (S. 71 ff.). Im Frühling finden wir ihn auf einer Insel der Aar am Ausfluß des Thuner See's; ganz zurückgezogen von der übrigen Welt, hat er nur eine Hausgenossin, die Tochter eines auf der andern Seite der Insel wohnenden Fischers, die ihm die Wirthschaft führt: gewiß das Mädchen, das zu dem doch wohl nicht ganz grundlosen Gerücht Anlaß gegeben hat, Kleist habe in der Schweiz ein Liebesverhältniß angeknüpft (Bülow S. 28 f.). Er arbeitete damals sehr fleißig, und die Verhältnisse, in denen er lebte, thaten ihm ungemein wohl. Unter den drei Dingen, von denen er wünschte, daß sie ihm gelingen möchten, bevor er stürbe, war mit dem „schönen Gedicht" höchst wahrscheinlich der „Robert Guiscard" gemeint, da er sich mit demselben schon getragen und auch daran gearbeitet haben mußte, bevor er nach Weimar und Osmanstädt kam (S. 78). Auf den Winter gedachte er nach Wien zu gehen oder vielleicht gar schon nach Berlin (S. 73 ff.). Nicht lange nach Absendung dieses Briefes vom 1. Mai

wurde er aber ſchon von der ſchweren Krankheit befallen, von der er ſeinen Freund Pannwitz im Auguſt benachrichtigte, worauf Ulrike zu ihm eilte (S. 161 f.). Sie begleitete ihn ſodann, als er geneſen nach Deutſchland zurückkehrte, bis Jena und Weimar, von wo ſie mit ihm Wieland in Osmanſtädt beſuchte (S. 80). Nachdem ſie ſich wieder von ihm getrennt hatte, bezog er in Weimar eine Miethswohnung, brachte aber ſchon im November ganze Tage in Osmanſtädt zu (S. 77). Am 9. Decbr. war er mit ſeinem „Robert Guiscard" bereits ſo weit vorgerückt, daß er den Anfang mehreren Perſonen hatte mittheilen können (S. 78); vermuthlich fiel alſo auch der Auftritt, der in Wielands Brief (bei Bülow S. 35 f.) erwähnt iſt, und den der Brief an Ulrike vom 13. März 1803 berührt (S. 82 f.), vor jenes Datum. Das Weihnachtsfeſt feierte er in Wielands Hauſe, und bald darauf zog er ganz nach Osmanſtädt; dort wollte er bleiben, bis ſich ſein Schickſal endlich und, wie er hoffte, glücklich entſchieden hätte, d. h. doch wohl, bis der „Robert Guiscard" vollendet wäre; dann ſollte ihn ſein Weg nach Frankfurt zu ſeiner Familie zurückführen, mit der er, trotz der Gegenverſicherung Bülow's (S. 38), allerdings und, wie er ſelbſt bekannte, durch ſeine Schuld in ihm ſehr wehe thuende Mißverhältniſſe gerathen war (S. 77 ff.). Noch im Januar kündigte er Ulriken an, er werde ihr in Kurzem viel Frohes zu ſchreiben haben, da er ſich allem Erdenglück nähere, womit wieder nichts Anderes als die bevorſtehende Vollendung ſeines Stücks gemeint ſein

konnte; von Osmanſtädt würde er über kurz oder lang, wenn auch ſehr ungern, ſcheiden (S. 80). Gegen die Mitte des Märzes war er in Leipzig, und die Erfüllung der Hoffnung, die er in der Schweſter erweckt hatte, war wieder in unbeſtimmte Ferne gerückt. Osmanſtädt hatte er mit Thränen verlaſſen, er hatte aber fortgemußt, warum? konnte er nicht ſagen. Zunächſt hatte er ſich einige Tage wieder in Weimar aufgehalten und ſich dann, ohne einen beſondern Beſtimmungsgrund, nach Leipzig gewandt (S. 81 ff.)*). Wie lange er hier verweilte, bleibt ungewiß; zu Anfang Juli 1803 war er in Dresden (nicht im Jahre 1804, wie bei Bülow S. 38 ſteht). Aus dem Briefe, den er von da an Ulrike ſchrieb, erſieht man, daß er ſich zu ſeiner zweiten Reiſe in die Schweiz nicht „unverſehens“ von ſelbſt entſchloß (Bülow S. 39), ſondern daß Pfuel ihn dazu aufgefordert und, da nun auch der letzte Reſt von Kleiſt's Vermögen aufgezehrt war, die

*) Die Anzeige der „Familie Schroffenſtein“ im Freimüthigen, auf die er S. 84 ſeine Schweſter aufmerkſam macht, ſcheint Julian Schmidt in ſeiner Einleitung für die einzige Anerkennung zu halten, die dieſes Trauerſpiel bei ſeinem Erſcheinen von Seiten der öffentlichen Kritik fand. Ich kann indeß noch zwei Beurtheilungen anführen, von denen die eine, in der Zeitung für die elegante Welt, 1803. Nr. 91, Sp. 724 f., es als ein ſehr geniales, für die Zukunft von dem Dichter viel verſprechendes Stück bezeichnet, die andere, von Langer, in der neuen allgemeinen deutſchen Bibliothek B. 85, S. 370 ff., wenigſtens zugibt, daß der Verf. kein gemeines Talent beſitze, von dem fernerhin wohl Gutes erwartet werden könnte, aber auch arge Verirrungen befürchtet werden müßten.

Koſten ihrer gemeinſchaftlichen Reiſe allein zu tragen ſich erboten hatte; daß Kleiſt es jedoch vorzog, von der Schweſter „ſo viele Friſtung ſeines Lebens zu erbitten, als nöthig wäre, ſeiner großen Beſtimmung genug zu thun", d. h. den „Robert Guiscard" zum völligen Abſchluß zu bringen, was in der Schweiz geſchehen ſollte (S. 86f.). Ulrike kam ſelbſt nach Dresden, mit ihr andere ſeiner nächſten Verwandten, und dort ſcheint nach gegenſeitiger Verſtändigung die Sorge der Familie um ihn fürs erſte gehoben oder mindeſtens verringert worden zu ſein; wahrſcheinlich erhielt er auch von ihr oder von Ulriken allein Geld zur Reiſe, die von Leipzig aus am 20. Juli angetreten ward (S. 87 ff.). Sein nächſter Brief, zu Genf im Anfang des Octobers geſchrieben und einer der intereſſanteſten und ergreifendſten der Sammlung, eröffnet uns den Einblick in die Tiefe ſeines von den herbſten Schmerzen durchwühlten und zerriſſenen Gemüths, weil er die Hoffnung glaubt aufgeben zu müſſen, das hohe Ideal dramatiſcher Kunſt zu erreichen, das ihm bei ſeinem „Robert Guiscard" vorgeſchwebt hat (S. 90ff.). In dem drei Wochen jüngern Schreiben aus St. Omer ſpricht ſich ſodann die Verzweiflung an ſeinem Talent und an ſich ſelbſt ohne allen Rückhalt in erſchütterndſter Weiſe aus: er mag nicht länger leben und will „den ſchönen Tod der Schlachten ſterben" (S. 92 f.). Acht Monate ſpäter erklärte er ſelbſt den Zuſtand, in welchem er ſich damals in Frankreich befunden, für eine eigentliche Krankheit ſowohl des Körpers wie des Gemüths, und daher

glaubte er auch nicht für das, was er während derſelben gethan habe, verantwortlich gemacht werden zu können (S. 94 f.). Darüber, wie es ihm ſeit ſeiner Ankunft in St. Omer bis zu dem Zeitpunkt, wo er zu dem Entſchluß kam, ſich um eine Wiederanſtellung im Vaterlande zu bemühen, d. h. bis in den Juni 1804, ergangen war, geben dieſe Briefe keine weitern Andeutungen, als daß Lucheſini den Brief, der ihm von Kleiſt aus St. Omer zugeſchickt worden (Bülow S. 41), dem Könige vorgelegt hatte; dadurch war dieſer in der ungünſtigen Meinung, die er von Kleiſt ſchon von früher her hatte, noch mehr befeſtigt worden, ſo daß bei ihm nur wenig Neigung zu einer Anſtellung deſſelben vorausgeſetzt werden durfte. Zunächſt alſo mußte ſich Kleiſt wieder der Gnade des Königs zu verſichern ſuchen; zu dem Ende gieng er den General-Adjutanten von Köckeritz um ſeine Vermittelung an. Hierüber gibt der ſiebenundzwanzigſte, mit dramatiſcher Lebendigkeit geſchriebene Brief (vom 24. Juni 1804) die vollſtändigſte Auskunft. Worauf der am Schluß erwähnte Wunſch zielte, läßt ſich nur errathen: ich meine, auf die Beſchaffung einer neuen Geldſumme. Durch die nun folgenden, bis in den December. 1804 reichenden Briefe werden die Nachrichten Tieck's (S. XIV) und Bülow's (S. 42 f.) über Kleiſt's Aufenthalt in Berlin und die Schritte, die zu ſeiner Wiederanſtellung geſchahen, mehrfach berichtigt und vervollſtändigt. Kurz nach dem 24. Juni eröffnete ſich ihm die Ausſicht, von dem zum Geſandten an den ſpaniſchen Hof auserſehenen Major

v. Gualtieri nach Madrid als Legationsrath, oder vor der Hand als ein vom König bei der Gesandtschaft angestellter Attaché, mitgenommen zu werden. Zu einem Amte, erwartete er, würde ihm dies wohl verhelfen, zum Glücke aber nicht (S. 97 ff.). Unter dem 11. Juli meldete er, daß die Verwirklichung des von Gualtieri ausgegangenen Gedankens schon in vollem Gange sei; dagegen habe er auf sein erstes Gesuch an den König um Wiederanstellung noch immer keinen Bescheid erhalten. Er fürchte auch, daß ein solcher abschläglich ausfallen werde, erwarte aber das Gegentheil von der königlichen Antwort auf ein zweites Gesuch, wozu ihm Köckeritz gerathen habe (S. 100 ff.). Gleichwohl blieb, als er dieses Gesuch wirklich eingereicht hatte, auch darauf die Antwort lange aus; sie mußte aber abgewartet werden, bevor Gualtieri sich Kleist als Begleiter vom Könige ausbitten konnte (S. 102 f.). Erst am letzten Tage des Juli erlangte er die Gewißheit, daß der König seine Eingabe günstig aufgenommen hatte, obgleich die schriftliche Resolution noch immer fehlte. Kleist durfte nun sogar hoffen, sofort mit einer kleinen Besoldung angestellt zu werden; dann konnte er aber schwerlich mit Gualtieri nach Madrid gehen. Er meinte, er würde in Berlin bleiben, und wünschte für diesen Fall, daß Ulrike ebenfalls dahin käme (Br. 31 und 32). Wahrscheinlich arbeitete er während der letzten Monate des Jahres noch zu Berlin wirklich im Finanz-Departement, wie Tieck (S. XIV) angibt. Nach dem Briefe aus dem December (S. 107 ff.) war-

tete er um dieſe Zeit von Tage zu Tage auf eine Entſcheidung vom Miniſter, ob er vorläufig noch in Berlin bleiben, oder ſogleich nach dem preußiſchen Franken gehen ſollte. Seine Stimmung war wieder eine ſehr gedrückte; um ſo mehr verlangte ihn nach Ulriken's Geſellſchaft, die damals aber mit ſeinem Verhalten und Treiben ſehr unzufrieden geweſen ſein muß. Aus der erſten Zeit ſeines Aufenthalts in Königsberg i. Pr. iſt kein Brief an ſie vorhanden: ich vermuthe, daß ſie den Bruder dahin begleitet hatte; denn daß ſie dort eine Zeit lang bei ihm war, ergibt ſich aus dem Schluß des letzten in Chalons geſchriebenen Briefes (S. 128). Erſt nachdem die Nachrichten über den Ausfall der Schlachten bei Jena und bei Auerſtädt Königsberg erreicht hatten, ſchrieb er der Schweſter einen Brief voll des bitterſten Schmerzes über das Unheil des Vaterlandes (S. 108 ff.). Er war wieder körperlich leidend, viel bettlägerig, hatte zu Ende des Sommers in Pillau das Seebad gebrauchen wollen, war aber während fünf Wochen nur wenig ins Waſſer gekommen. Aus Briefen vom 6. und 31. December 1806 erfahren wir, in ein wie nahes Verhältniß er zu Altenſtein gekommen war, und daß ihm von der Königin eine Penſion ausgeſetzt worden war (S. 111 f.; 113; vgl. S. 126). Von amtlichen Arbeiten hatte er ſich wohl ſchon vor längerer Zeit losgemacht, um ſich wieder ungetheilt der Dichtung zuzuwenden. Darauf ſcheint auch der Schluß des Briefes vom 6. December (S. 113 f.) hinzudeuten, ſowie die Nachricht im folgenden, daß er

noch einige Monate lang, wo er nur beurlaubt war, Diäten vom Finanz-Departement bezogen habe (vgl. den gewiß noch vor dem October 1806 geschriebenen Brief an Rühle*) bei Bülow S. 242 f.). Nun, zu Ende des Jahres, war er aber wieder in großer Geldnoth, wenn er auch seine Lage in der Zukunft durch den Ertrag seiner Schriftstellerei für gesichert hielt. Seine Reise von Königsberg nach Berlin im Anfange des Jahres 1807 soll er erst nach der Schlacht bei Eylau, also nach dem 7. Februar, angetreten haben (Bülow S. 46). Dies ist nicht möglich, wenn er den Weg zu Fuße machte, da er bereits am 17. Februar als Gefangener aus Marburg an seine Schwester schrieb (Br. 37); er muß also schon früher aufgebrochen sein. Nicht minder unrichtige Angaben finden sich bei Bülow (S. 46 f.) über Kleist's Verhaftung in Berlin, über die Dauer seiner Gefangenschaft in Joux und über seine Befreiung aus derselben. Ueber die erste, die nicht gleich am Thore, sondern erst am dritten Tage nach seiner und zweier Reisegefährten Ankunft in Berlin erfolgte, hat er ausführlich von Marburg aus geschrieben (S. 116 ff.). In Joux kann er höchstens einige Wochen, aber nicht ein halbes Jahr ge-

*) Wenn es mit der Jahreszahl über dem Billet an Rühle, bei Bülow S. 244, seine Richtigkeit hat, so muß Kleist von Königsberg aus im Jahre 1806 einmal in Dresden gewesen sein, und darauf bezieht sich dann wohl, was bei Bülow zu Ende von S. 48 in einem Briefe aus Chalons steht. Sollte Kleist vielleicht seine Schwester bei ihrer Heimkehr von Königsberg begleitet und bei der Gelegenheit von Frankfurt aus Dresden besucht haben?

ſeſſen haben, da er dort am 5. März ankam (S. 119) und ſchon vor dem 23. April nach Chalons abgeführt war (S. 118). Auch ſaß er nicht ſelbſt, ſondern der eine ſeiner beiden Gefährten zu Joux in dem Kerker, in welchem Touſſaint l'Ouverture geſeſſen hatte und geſtorben war (S. 119 f.). Wie es ihm in Joux und ſodann in Chalons ergieng, und welche Schritte er mit ſeinen Leidensgenoſſen zur Wiedererlangung der Freiheit that, iſt in den Briefen 38 und 39 berichtet. Unterdeß hatte Ulrike, im Verein mit einer Freundin, ſchon im Anfang des Aprils bei dem General Clarke ſeine Freilaſſung betrieben und auch erlangt (S: 162 ff. und S. 122). Der Befehl dazu kam jedoch erſt gegen die Mitte des Juli in Chalons an. Unpäßlichkeit, die Verweigerung von Reiſediäten und das Ausbleiben eines Wechſels von dem Buchhändler Arnold in Dresden, dem Rühle das Manuſcript des Amphitryon verkauft hatte, verhinderten die ſofortige Heimkehr (S. 125). Schon hatte er wieder Plane für ſeine und Ulrikens Zukunft gemacht (S. 125 ff.). Sehr bald nach dem 14. Juli 1807 trat er aber ſeine Reiſe an, ohne den Eingang des Wechſels abzuwarten, weil ihm von den franzöſiſchen Behörden doch noch die nachgeſuchte Reiſe-Entſchädigung bewilligt worden war (S. 128 f.).

Es ſchien, als ſollte nach ſeiner Heimkehr ein glücklicheres, genußreicheres Leben für Kleiſt beginnen. Gleich der erſte Brief, den er nach ſeiner Anſiedelung in Dresden an Ulriken ſchrieb (den 17. September 1807), war

voll von Hoffnungen und ſprach die heiterſte Stimmung aus. Mit Adam Müller, Pfuel und Rühle hatte er den Plan zur Errichtung einer Buch-, Karten- und Kunſthandlung in Dresden gemacht, welche ſie in den Stand ſetzen ſollte, ihre Werke ſelbſt zu verlegen; dadurch hofften ſie von denſelben ungleich größere Vortheile zu ziehen, als wenn ſie die Manuſcripte verkauften. Rühle, als der dazu Geſchickteſte, ſollte an die Spitze des ganzen Geſchäfts treten; Ulrike wurde gebeten, eine Summe dazu, fürs erſte zur Erkaufung des Privilegiums, vorzuſchießen, und eingeladen, nach Dresden zu kommen, damit ſie ſelbſt beurtheilen könnte, wie günſtig ſich alles für eine ſolche Unternehmung anließe. Der Bruder würde ſie in die vortrefflichſten Häuſer führen können. Er hatte als Dichter Anerkennung, wie in Dresden, ſo in Weimar gefunden; kürzlich war er mit dem öſterreichiſchen Geſandten in Töplitz bei Gentz geweſen, wo er eine Menge großer Bekanntſchaften gemacht hatte; es war nicht unmöglich, daß er demnächſt bei der Direction des Wiener Theaters angeſtellt ward: kurz es gieng alles gut (S. 129 ff., vgl. S. 143). Den Wunſch, daß Ulrike mit eigenen Augen ſich von ſeinem Wohlergehen überzeugen möchte, und ſich mit ihm freuen könnte, da ſich ihm alles, ohne Ausnahme, erfülle, worauf er gehofft habe, wiederholte er in einem Briefe vom 3. October (S. 132 f.). Drei Wochen darauf folgte ein ausführlicher Bericht über den Stand der Dinge, die ſein und ſeiner Freunde Intereſſe zunächſt in Anſpruch nahmen. Seine frühere Unluſt am

Briefſchreiben war geſchwunden, ſeitdem es ihm vergönnt worden, die Schweſter mit frohen Dingen unterhalten zu können. Es gieng ihm in jedem Sinne ſo, wie er es wünſchte. Ulrike war auf ſeine Bitte um den Vorſchuß eingegangen; er konnte ihr melden, daß die Begründung des Verlagsgeſchäfts jetzt durch den Hinzutritt eines ſehr glücklichen Umſtandes weſentlich erleichtert worden und viel bedeutendere Vortheile verheiße, als ſich früher davon hätten erwarten laſſen; und da er nun glaubte, in Zukunft ſein Auskommen aus einer doppelten Quelle beziehen zu können, aus der Schriftſtellerei und aus der Buchhandlung, ſo machte er Ulriken den Vorſchlag, ſich ſelbſt bei der letzteren mit einem eingelegten Capital zu betheiligen. Unterdeſſen hatten den Dichter neue Beweiſe der Anerkennung beglückt (S. 134 ff.). Da er darauf rechnete, von Ulriken die verſprochenen Gelder zu Weihnachten zu erhalten, ſo verabredete er mit Ad. Müller gegen Ende des Jahres die Herausgabe des Phöbus. Das erſte Heft dieſes Kunſtjournals ſollte in der neuen Verlagshandlung, von der man ſich noch immer die allerbeſten Erfolge verſprach, zu Ende Januars 1808 erſcheinen. Von Wieland und Johannes Müller durften mit Sicherheit, von Göthe vielleicht Beiträge erwartet werden (S. 138 ff., vgl. S. 143). Nach dem Briefe vom 5. Januar 1808 war dieſe litterariſche Unternehmung in vollem Lauf und verſprach den beſten Fortgang*), obgleich Ulri-

*) Vgl. dazu den Briefwechſel zwiſchen Fr. Gentz und Ad. Müller. Stuttgart 1857. 8. S. 123 f. S. vorzüglich S. 126 ff.

kens Beisteuer an Geld noch fehlte (S. 140 ff.), die aber unmittelbar darauf eintraf. Auch hatten sich unterdeß noch günstigere Aussichten für das Gedeihen der neuen „Phönix-Buchhandlung" eröffnet (S. 142 ff.). Weitere Nachrichten über diese Angelegenheit bringt uns erst ein Brief aus dem August 1808. Schon drohte den Verhältnissen, in welchen Kleist lebte, eine unvortheilhafte Aenderung, obgleich seine Lage noch immer leidlich war (S. 144 ff.). Im Spätherbst machte er in Angelegenheiten der Frau v. Haza, die, wenn ich nicht irre, nachher Ad. Müllers Gattin ward, eine Reise ins Posensche. Er war damals wieder in großer Geldnoth. Den Verlag des Phöbus hatte der Buchhändler Walter in Dresden übernommen (S. 147 f.). Warum die Phönix-Buchhandlung aufgegeben wurde, erfahren wir zwar nicht ausdrücklich von Kleist, es läßt sich aber vermuthen, daß zu ihrer Fortführung die verfügbaren Geldmittel nicht ausreichten, und daß die heranrückende Kriegsgefahr, die den Buchhandel überhaupt lähmte (S. 144), sich dem Unternehmen Kleists und seiner Freunde besonders nachtheilig erwies. Wie es ihm im Winter ergangen, läßt sich ebenfalls nicht aus seinen Briefen entnehmen. Zu Anfang des Aprils 1809 war er im Begriff, mit der österreichischen Gesandtschaft nach Wien abzugehen (S. 148); er verließ Dresden aber erst am 29. April, nachdem der Gesandte schon früher von da abgereist war, und gieng zunächst nach Töplitz, von wo er sich über Prag nach Wien zu wenden gedachte, ohne noch eigentlich zu wissen,

was er in Oeſterreich thun würde. In Dresden hatte er Schulden hinterlaſſen müſſen. Er deutete Ulriken an, daß ſie ihn vielleicht nie wiederſehen würde (S. 150 f.). Der nächſte Brief iſt in Prag acht Tage nach der Schlacht bei Wagram geſchrieben: ihr Ausfall hatte auf einmal alle ſeine Plane und Hoffnungen zertrümmert, noch niemals war er ſo erſchüttert geweſen. Er hatte ſich nach ſeinem Weggange von Dresden „mittelbar oder unmittelbar in die Arme der Begebenheiten hineinwerfen wollen", war aber, in allen Schritten dazu auf die ſeltſamſte Weiſe behindert, genöthigt worden, in Prag ſeinen Aufenthalt zu nehmen. Dort ſchien ſich ihm nach der Schlacht bei Aspern ein Wirkungskreis in einer unter der Begünſtigung einflußreicher Männer zu gründenden politiſchen Wochenſchrift zu eröffnen*), und er durfte glauben, daß ſich in ſeinem Leben nie ſo viel vereinigt hätte, um ihn eine frohe Zukunft hoffen zu laſſen; nun aber vernichteten die letzten Vorfälle des Krieges nicht nur dieſe Unternehmung, ſondern ſeine ganze Thätigkeit überhaupt. Das ganze Geſchäft des Dichtens, fürchtete er, würde ihm fortan gelegt ſein. Was aus ihm werden ſollte, wußte er nicht, indeß war er noch nicht völlig hoffnungslos; vielleicht, meinte er, könnten ſeine Prager Bekanntſchaften ihm zu irgend etwas behülflich ſein (S. 151 ff.). Gegen Ausgang des Novembers war er

*) Seiner Wanderung mit Dahlmann, die beide auf das Schlachtfeld um Aspern führte (Jul. Schmidt's Einleit. S. XCVI ff.), wird in dieſem Briefe nicht gedacht.

wieder einmal in ſeiner Vaterſtadt, wollte aber, wie er Ulriken nach Pommern meldete, wieder nach dem Oeſterreichiſchen zurückgehen. Sein Muth ſchien ſich damals aufs neue gehoben zu haben, denn er hoffte, daß die Schweſter bald etwas Frohes von ihm erfahren werde (S. 154). Als er ſich nach Berlin gewandt hatte und von da aus am 19. März 1810 an Ulriken ſchrieb, wünſchte er, daß wenn ſie aus Pommern in die Mark zurückkäme, ſie auch auf eine Zeit lang nach Berlin zöge, wo ſich damals angenehme geſellſchaftliche Verhältniſſe, beſonders im Hauſe Altenſteins, für ihn gebildet haben mußten. Auch hatte er ſich der Gnade der Königin neu verſichert; ſein „Prinz von Homburg" ſollte auf dem Privattheater des Fürſten Radziwill aufgeführt werden, ſodann auf das Berliner Nationaltheater kommen, und, wenn das Stück gedruckt wäre, der Königin übergeben werden. Nach allem hoffte er für ſich etwas Gutes, und, wie er glaubte, durfte er auf eine Hofcharge rechnen (S. 155 f.). Ein ſpäteres, während eines Beſuches in Frankfurt, wohin Ulrike zurückgekehrt war, geſchriebenes Billet ohne Datum enthält dagegen die Nachricht, er ſei vom König durch ein Schreiben im Militair angeſtellt worden. Gleichwohl kam die Sache nicht zur Ausführung (S. 157). Der Inhalt des vorletzten Briefes, vom 11. Auguſt 1811, dürfte dafür zeugen, daß ſein Gemüth damals noch nicht völlig gebrochen war, indem er, weil er noch am Leben feſthielt, eine ſich ihm darbietende Gelegenheit mit Eifer ergriff, ſeine Schweſter ſich nahe zu

bringen, um damit den alten Wunſch, mit ihr wenigſtens an demſelben Orte zu leben, erfüllt zu ſehen. Um ſo weniger kann ich dem beiſtimmen, was Bülow (S. 74) in einer Stelle des nur vier Tage jüngeren Briefes an Fouqué (S. 245 f.) angedeutet glaubte. Wodurch Ulrike zu der ſtrengen Aeußerung Anlaß gegeben hatte, die Kleiſt in ſeinem letzten Briefe zurücknahm (S. 159), vermag ich nicht anzugeben.

Schon oben bemerkte ich, daß in dem Briefe vom 22. März 1801 an Ulrike und in dem von demſelben Tage an ſeine Braut mehrere Stellen wörtlich übereinſtimmen (vgl. S. 52 f. und bei Bülow S. 156—158). Dies erklärt ſich leicht aus dem gleichen Datum beider Briefe. Auffallender iſt es, daß ſolche ganz oder doch beinahe wörtliche Uebereinſtimmungen auch in ſolchen Briefen der einen und der anderen Sammlung vorkommen, die in mehr oder weniger von einander entfernten Zeiten geſchrieben ſind (vergl. S. 40; 43; 48; 49; 60 mit S. 123; 126; 133 f.; 145; 27 bei Bülow).

Was in den folgenden Anmerkungen ſteht, verdanke ich zum allergrößten Theil der Güte der edlen Frau, der auch zunächſt und zumeiſt der Dank der Leſer für die Veröffentlichung der Briefe gebührt; das Uebrige konnte ich aus eigener Bekanntſchaft mit einzelnen Gliedern der Familien v. Kleiſt und v. Schönfeldt hinzufügen.

Die im Anhang gedruckten Verſe, die auf einem beſonderen Blättchen ſtanden, und bei denen es wohl auf

Distichen abgesehen war, sind wahrscheinlich die ältesten, die sich von Kleist noch erhalten haben.

Je mehr in jüngster Zeit, besonders durch einen geistvollen Aufsatz in R. Hayms Preuß. Jahrbüchern (Bd. 2 Heft 6) und durch Jul. Schmidts Litteraturgeschichte, so wie durch dessen Einleitung zu der neuesten Ausgabe von Kleists Schriften, die Aufmerksamkeit des Publikums auf den Dichter hingelenkt worden ist, und je zuversichtlicher erwartet werden darf, daß wegen des außerordentlich geringen Preises eben dieser Ausgabe seine Schriften fortan in immer mehr sich erweiternden Kreisen Verbreitung und Anerkennung finden werden: desto willkommener, darf ich hoffen, werden den Lesern derselben diese Briefe sein.

Pforte, den 15. November 1859.

Koberstein.

Heinrichs von Kleiſt

Briefe an ſeine Schweſter Ulrike.

1.

Eſchborn*), den 25. Februar 95.

Liebe Ulrique.

Ein Geſchenk mit ſo außerordentlichen Aufopferungen von Seiten der Geberin verknüpft, als Deine für mich geſtrickte Weſte, macht natürlich auf das Herz des Empfängers einen außerordentlichen Eindruck. Du ſchlägſt jede Schlittenfahrt, jede Masquerade, jeden Ball, jede Comödie aus, um, wie Du ſagſt, Zeit zu gewinnen, für Deinen Bruder zu arbeiten; Du zwingſt Dir eine Gleichgültigkeit gegen die für Dich ſonſt ſo reizbaren Freuden der Stadt ab, um Dir das einfachere Vergnügen zu gewähren, Deinen Bruder Dir zu verbinden. Erlaube mir, daß ich hierin ſehr viel finde; mehr, — als gewöhnlich dergleichen Geſchenke an wahrem innern Werth in ſich enthalten. Gewöhnlich denkt ſich der Geber ſo wenig bei der Gabe, als der Empfänger bei dem Danke; gewöhnlich vernichtet die Art zu geben, was die Gabe ſelbſt vielleicht gut gemacht haben würde. Aber Dein Geſchenk heiſcht einen ganz eignen Dank. Irre ich nicht, ſo hältſt

*) Dorf im naſſauiſchen Amte Höchſt.

Du den Dank für überflüſſig, für gleichgültig, oder eigentlich für geſchmacklos. Auch haſt Du in gewiſſer Rückſicht Recht, wenn Du von jener Empfindung ſprichſt, die in dem Munde einer gewiſſen Art von Menſchen weiter nichts als der Klang einer hohlen Schelle iſt. Was mich dahin leitet, Dir zu danken, iſt aber eine ſehr natürliche Empfindung, iſt bloß Folge Deines glücklich gewählten Geſchenks. Es flößt mir die wärmſte Erkenntlichkeit gegen eine Schweſter ein, die mitten in dem rauſchenden Gewühl der Stadt, für deren Freuden ſie ſonſt ein ſo fühlbares Herz hatte, an die Bedürfniſſe eines weit entfernten Bruders denkt, nach einem jahrelangen Schweigen an ihn ſchreibt und mit der Arbeit ihrer geſchickten Hand den Beweis ihrer Zuneigung ihm giebt. Du ſiehſt wenigſtens, liebe Ulrique, daß ich den Werth Deines Geſchenkes zu ſchätzen weiß, und ich wünſche mir Glück, wenn ich Dich davon überzeugt habe.

Guſtchens Brief und der Brief von der Tante Maſſow[1]) und der N* haben mir ein gleich lebhaftes Vergnügen gemacht. Sie beweiſen mir alle eine gleiche Theilnahme an meiner Lage, und ich muß meine Erkenntlichkeit theilen. Der Brief von der gnädigen Tante enthält die Verwunderung, daß ich das Geld durch den Kaufmann Meyer noch nicht erhalten habe; auch mir iſt

[1]) Guſtchen, eine ſeiner Schweſtern; Frau von Maſſow, die Schweſter ſeiner Mutter, welche nach dem Tode von Kleiſt's Eltern deren Kinder um ſich verſammelte und den Haushalt fortführte.

der Vorfall unbegreiflich, und ich würde den Rath der Tante, an ihn zu schreiben, gern befolgen, wenn ich nur den Ort seines Aufenthaltes wüßte. Das Packet, worin die Strümpfe von der N* und noch andere Wäsche war, nebst den Briefen vom 21. Decbr. 1794 habe ich durch die Post erhalten; um so mehr ist es mir unerklärbar, warum der Kaufmann Meyer nicht zugleich das Geld abgeschickt hat. Ich verliere dabei zwar nichts, denn der Cap. v. Franckenberg ist so gnädig, mir meine Zulage, selbst in seiner Abwesenheit, auszahlen zu lassen; allein ich fürchte für eine Verwirrung mit den Geldern. Doch wird sich das alles wohl mit der nächsten Messe heben.

Die Nähe unserer Abreise nach Westphalen hindert mich daran, die Briefe von der Tante und der N* zu beantworten; einige nicht unwichtige Geschäfte erhalten mich diese kurze Zeit über so ziemlich in Bewegung. Dagegen wird die erste Zeit der Ruhe, die wir in Westphalen genießen, mir Gelegenheit geben, meine Pflicht zu beobachten. Ich hoffe auch von da aus zugleich die Nachricht von meinem Avancement abschicken zu können; der Marsch hat eine Aenderung darin gemacht, sonst wäre ich vielleicht jetzt schon Officier. Es macht mir indessen eine herzliche Freude, zu hören, daß Leopold[2]) schon so früh zum Officier reift. Der Stand, in dem er bisher gelebt hat, führt so manches Unangenehme, so manche

[2]) Der jüngere Bruder Kleist's, stand nachher bei der Garde in Potsdam, trat aus dem Regiment als Major und wurde darauf Postdirector zu Stolp in Pommern.

Unbequemlichkeit mit ſich, die ſein junges Alter vielleicht zu ſehr angreifen würden. Auch hat ihn der Feldzug gegen die Polen genug mit Erfahrungen bereichert, um einige Anſprüche auf dieſe Stelle machen zu können. Gebe uns der Himmel nur Frieden, um die Zeit, die wir hier ſo unmoraliſch tödten, mit menſchenfreundlicheren Thaten bezahlen zu können!

Und nun nur noch ein paar Worte: Ein Auftrag, mich der gnädigen Tante, — — Guſtchen — und allen meinen Geſchwiſtern zu empfehlen; die Bitte, mein jetziges Schreiben bald zu beantworten, und die Verſicherung meiner unveränderlichen herzlichen Freundſchaft.

Heinrich.

2.

Frankfurt a. d. Oder, den 12. Novbr. 99.

Ich war zuerſt Willens, der langen Verſpätung dieſes Briefes eine Rechtfertigung voranzuſchicken; aber es fällt mir ein, daß doch eben nicht viele Billigkeit dazu gehört, ſie zu entſchuldigen, wenn man mich und die Abſicht meines Hierſeins kennt. Ich habe mir ein Ziel geſteckt, das die ununterbrochene Anſtrengung aller meiner Kräfte und die Anwendung jeder Minute Zeit erfordert, wenn es erreicht werden ſoll. Ich habe beſonders in dieſem meinem zweiten akademiſchen Curſus eine Maſſe von

Geſchäften auf mich geladen, die ich nicht anders als mit dem allermühſamſten Fleiß bearbeiten kann; eine Maſſe von Geſchäften, die ſelbſt nach dem Urtheile Hüllmanns zu ſchwer für mich iſt, und von der ich daher, wenn ich ſie dennoch trage, mit Recht ſagen kann, daß ich das faſt Unmögliche möglich gemacht habe. Unter dieſen Umſtänden ſiehſt Du wohl ein, daß es bisher nöthig war, mich oft mit einem augenblicklichen Andenken an Dich zu begnügen, und daß mir ſelbſt jetzt die Zeit einer ſchriftlichen Unterhaltung mit Dir noch nicht geworden wäre, wenn durch den Eintritt der Meſſe die akademiſchen Vorleſungen nicht ausgeſetzt worden wären. Dieſe vierzehn Tage der Ruhe, dieſen Sonntag für meine lange geſchäftsvolle Woche, benutze ich, um mich einmal nach Herzensluſt zu vergnügen, und dieſes Vergnügen ſoll ein Brief an Dich ſein.

Wenn man ſich ſo lange mit ernſthaften, abſtracten Dingen beſchäftigt hat, wobei der Geiſt zwar ſeine Nahrung findet, aber das arme Herz leer ausgehen muß, dann iſt es eine wahre Freude, ſich einmal ganz ſeinen Ergießungen zu überlaſſen; ja es iſt ſelbſt nöthig, daß man es zuweilen ins Leben zurückrufe. Bei dem ewigen Beweiſen und Folgern verlernt das Herz faſt zu fühlen; und doch wohnt das Glück nur im Herzen, nur im Gefühle, nicht im Kopfe, nicht im Verſtande. Das Glück kann nicht, wie ein mathematiſcher Lehrſatz bewieſen werden, es muß empfunden werden, wenn es da ſein ſoll. Daher iſt es wohl gut, es zuweilen durch den Genuß

ſinnlicher Freuden von neuem zu beleben; und man müßte wenigſtens täglich ein gutes Gedicht leſen, ein ſchönes Gemälde ſehen, ein ſanftes Lied hören — oder ein herzliches Wort mit einem Freunde reden, um auch den ſchönern, ich möchte ſagen, den menſchlicheren Theil unſeres Weſens zu bilden.

Dieſes letzte Vergnügen habe ich ſeit Deiner Abweſenheit von hier gänzlich entbehren müſſen, und gerade dieſes iſt es, deſſen ich am meiſten bedarf. Vorſätze und Entſchlüſſe, wie die meinigen, bedürfen der Aufmunterung und der Unterſtützung mehr als andere vielleicht, um nicht zu ſinken. Verſtanden wenigſtens möchte ich gern zuweilen ſein, wenn auch nicht aufgemuntert und gelobet; von einer Seele wenigſtens möchte ich gern zuweilen verſtanden werden, wenn auch alle andern mich verkennen. Wie man in einem heftigen Streite mit vielen Gegnern ſich umſieht, ob nicht Einer unter allen iſt, der uns Beifall zulächelt, ſo ſuche ich zuweilen Dich; und wie man unter fremden Völkern freudig einem Landsmann entgegenfliegt, ſo werde ich Dir, mein liebes Ulrikchen, entgegenkommen. Nenne es immerhin Schwäche von mir, daß ich mich ſo innig hier nach Mittheilung ſehne, wo ſie mir ſo ganz fehlt. Große Entwürfe mit ſchweren Aufopferungen auszuführen, ohne ſelbſt auf den Lohn, verſtanden zu werden, Anſpruch zu machen, iſt eine Tugend, die wir wohl bewundern, aber nicht verlangen dürfen. Selbſt die größten Helden der Tugend, die jede andere Belohnung verachteten, rechneten doch auf dieſen

Lohn; und wer weiß, was Sokrates und Chriſtus gethan haben würden, wenn ſie voraus gewußt hätten, daß keiner unter ihren Völkern den Sinn ihres Todes verſtehen würde. Willſt Du es doch eine Schwäche nennen, ſo iſt es höchſtens die Schwäche eines Münzenſammlers z. B., der zwar hauptſächlich für ſich und zu ſeinem Vergnügen, zu ſeinem Nutzen ſammelte und daher auch nicht zürnt, wenn die Meiſten gleichgültig bei ſeiner ſorgfältig geordneten Sammlung vorübergehen, aber eben deswegen um ſo viel lieber einmal einen Freund der Kunſt in ſein Cabinet führt. Denn meine Abſichten und meine Entſchlüſſe ſind ſolche Schaumünzen, die aus dem Gebrauche gekommen ſind und nicht mehr gelten; daher zeige ich ſie gern zuweilen einem Kenner der Kunſt, damit er ſie prüfe und mich überzeuge, ob, was ich ſo emſig und eifrig ſammle und aufbewahre, auch wohl ächte Stücke ſind, oder nicht.

— Ich überleſe jetzt den eben vorangegangenen Punct und finde, daß er mir mißfallen würde, wenn ich ihn, ſo wie Du hier, aus dem Munde eines jungen Menſchen hörte. Denn mit Recht kann man ein Mißtrauen in ſolche Vorſätze ſetzen, die unter ſo vielen Menſchen keinen finden, der ſie verſtände und billigte. Aber doch iſt es mit den meinigen ſo; verſtanden werden ſie nicht, das iſt gewiß, und daher, denke ich, werden ſie nicht gebilligt. Weſſen Schuld es iſt, daß ſie nicht verſtanden werden — das getraue ich mir wenigſtens nicht zu meinem Nachtheil zu entſcheiden. Wenn ein Türke und ein Franzoſe

zuſammenkommen, ſo haben ſie wenigſtens gleiche Verpflichtung, die Sprache des Andern zu lernen, um ſich verſtändlich zu machen. Tauſend Bande knüpfen die Menſchen aneinander, gleiche Meinungen, gleiches Intereſſe, gleiche Wünſche, Hoffnungen und Ausſichten; — alle dieſe Bande knüpfen mich nicht an ſie, und dieſes mag ein Hauptgrund ſein, warum wir uns nicht verſtehen. Mein Intereſſe beſonders iſt den ihrigen ſo fremd und ungleichartig, daß ſie — gleichſam wie aus den Wolken fallen, wenn ſie etwas davon ahnden. Auch haben mich einige mißlungene Verſuche, es ihnen näher vor die Augen, näher ans Herz zu rücken, für immer davon zurückgeſchreckt; und ich werde mich dazu bequemen müſſen, es immer tief in das Innerſte meines Herzens zu verſchließen.

Was ich mit dieſem Intereſſe im Buſen, mit dieſem heiligen, mir ſelbſt von der Religion, von meiner Religion gegebenen Intereſſe im engen Buſen, für eine Rolle unter den Menſchen ſpiele, denen ich von dem, was meine ganze Seele erfüllt, nichts merken laſſen darf, — das weißt Du zwar nach dem äußern Anſchein, aber ſchwerlich weißt Du, was oft dabei im Innern mit mir vorgeht. Es ergreift mich zuweilen plötzlich eine Aengſtlichkeit, eine Beklommenheit, die ich zwar aus allen Kräften zu unterdrücken mich beſtrebe, die mich aber dennoch ſchon mehr als einmal in die lächerlichſten Situationen geſetzt hat.

Die einzige Geſellſchaft, die ich täglich ſehe, iſt

Zengens[3]), und ich würde um dieſer peinlichen Verlegenheit willen auch dieſe Geſellſchaft ſchon aufgegeben haben, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, mich durchaus von dieſem unangenehmen Gefühl zu entwöhnen. Denn auf meinem Lebenswege werden mir Menſchen aller Art begegnen, und jeden muß ich zu nutzen verſtehen. Dazu kommt, daß es mir auch zuweilen gelingt, recht froh in dieſer Geſellſchaft zu ſein. Denn ſie beſteht aus lauter guten Menſchen und es herrſcht darin viele Eintracht und das Aeußerſte von Zwangloſigkeit. Die älteſte Zenge, Minette[4]), hat ſogar einen feineren Sinn, der für ſchönere Eindrücke zuweilen empfänglich iſt; wenigſtens bin ich zufrieden, wenn ſie mich zuweilen mit Intereſſe anhört, ob ich gleich nicht viel von ihr wieder erfahre.

Ich ſage mir zwar häufig zu meinem Troſte, daß es nicht die Bildung für die Geſellſchaft iſt, die mein Zweck iſt, daß dieſe Bildung und mein Zweck zwei ganz verſchiedene Ziele ſind, zu denen zwei ganz verſchiedene Wege nach ganz verſchiedenen Richtungen führen — denn wenn man z. B. durch häufigen Umgang, vieles Plaudern, durch Dreiſtigkeit und Oberflächlichkeit zu dem einen Ziele kommt, ſo erreicht man dagegen nur durch Einſamkeit, Denken, Behutſamkeit und Gründlichkeit das andere ꝛc. Auch ſoll mein Betragen jetzt nicht gefallen, das Ziel, das ich im Sinne habe, ſoll für thöricht gehalten werden,

---

[3]) Die Familie des Generals von Zenge.

[4]) Seine nachherige Braut.

man ſoll mich auf der Straße, die ich wandle, auslachen, wie man den Columbus auslachte, weil er Oſtindien im Weſten ſuchte. Nur dann erſt bewunderte man ihn, als er noch mehr gefunden hatte, als er ſuchte ꝛc. Das alles ſage ich mir zu meinem Troſte. Aber dennoch möchte ich mich gern von dieſer Beklommenheit entwöhnen, um ſo viel mehr, da ich mit Verdruß bemerke, daß ſie mich immer öfter und öfter ergreift.

Aber ich fürchte, daß es mir in der Folge wie den meiſten Gelehrten von Profeſſion gehen wird; ſie werden in ihrem äußern Weſen rauh — und für das geſellige Leben untauglich. Ich finde das aus vielen Gründen ſehr natürlich. Sie haben ein höheres Intereſſe lieb gewonnen und können ſich nicht mehr an dem gemeinen Intereſſe erwärmen. Wenn ein Anderer z. B. ein Buch, ein Gedicht, einen Roman geleſen hat, das einen ſtarken Eindruck auf ihn machte und ihm die Seele füllte, wenn er nun mit dieſem Eindruck in eine Geſellſchaft tritt, er ſei nun froh oder ſchwermüthig geſtimmt, er kann ſich mittheilen, und man verſteht ihn. Aber wenn ich meinen mathematiſchen Lehrſatz ergründet habe, deſſen Erhabenheit und Größe mir auch die Seele füllte, wenn ich nun mit dieſem Eindruck in eine Geſellſchaft trete, wem darf ich mich mittheilen, wer verſteht mich? Nicht einmal ahnden darf ich laſſen, was mich zur Bewunderung hinriß, nicht einen von allen Gedanken darf ich mittheilen, die mir die Seele füllen. — Und ſo muß man denn freilich zuweilen leer und gedankenlos erſcheinen, ob man es gleichwohl nicht iſt.

Der größte Irrthum iſt denn wohl noch der, wenn man glaubt, ein Gelehrter ſchweige aus Stolz, etwa, weil er die Geſellſchaft nicht der Mittheilung ſeiner Weisheit für werth achtet. Ich wollte ſchwören, daß es meiſtens gerade das Gegentheil iſt, und daß es vielleicht gerade der äußerſte Grad von Beſcheidenheit iſt, der ihm Stillſchweigen auferlegt. Ich rede hier beſonders von großen Gelehrten, die ihr Lob in allen Zeitſchriften leſen. Man beſucht ſie häufig, um die Giganten doch einmal in der Nähe zu betrachten; man erwartet von ihnen, das wiſſen ſie ſelbſt, lauter Sentenzen, man glaubt, daß ſie wie in ihren Büchern reden werden. Sie reden aber nur wenige gemeine Dinge, man verläßt ſie mit dem Verdacht, daß ſie aus Stolz geſchwiegen haben, ob ſie zwar gleich nur aus Beſcheidenheit ſchwiegen, weil ſie nicht immer in den erwarteten Sentenzen reden konnten, und doch nicht gern die gute Meinung, die man von ihnen hatte, zerſtören wollten.

In ſolchen Lagen hat man die gelehrteſten Männer oft in der größten Verlegenheit geſehen. Unſer geſcheuter Profeſſor Wünſch, der gewiß hier in Frankfurt obenan ſteht und Alle überſieht, würde doch gewiß, des bin ich überzeugt, durch die abgeſchmackteſten Neckereien des albernſten Mädchens in die größte Verlegenheit geſetzt werden können. Du weißt, wie es Rouſſeau mit dem Könige von Frankreich gieng; und man braucht daher weder dumm noch feig zu ſein, um vor einem Könige zu zittern. Ein franzöſiſcher Officier, der, als Ludwig der Vierzehnte ihn

heranrief, ſich zitternd ſeinem Könige näherte und von ihm mit kalter königlicher Ueberlegenheit gefragt wurde, warum er ſo zittere? hatte dennoch die Freimüthigkeit zu antwortẽn: Sire, ce n'est pas devant vos ennemis, que je tremble ainsi.

Meine Briefe werden lang, mein liebes Ulrikchen; und was das Schlimmſte iſt, ich rede immer von mir. Verzeihe mir dieſe kleine menſchliche Schwachheit. Vieles verſchweige ich noch, das ich bis zu Deiner Rückkunft aufbewahre. Ob Dich Neuigkeiten mehr intereſſirt hätten, als der Inhalt dieſes Briefes? — Wer weiß. Aber auf allen Fall gab es keine Neuigkeiten, außer die alte Leier, daß die Meſſe ſchlecht ſei. Die Kleiſt aus Schernewitz[5]) war hier und hat mir gut gefallen. Sie will künftiges Jahr nach Flinsberg ins Bad reiſen und wünſcht eine Reiſebegleiterin — wen habe ich hier wohl vorgeſchlagen? Sie hat mir alſo förmlich aufgetragen, Dich zu dieſer Reiſe einzuladen.

Bis dahin, denke ich, wirſt Du doch noch einmal nach Frankfurt kommen? Was in aller Welt machſt Du denn in Werben[6])? Niemand von uns, ich ſelbſt nicht, kann begreifen, was Dir den Aufenthalt dort auf viele Monate ſo angenehm machen kann. Wenn es kein Geheimniß iſt, ſo ſchreibe es mir. Grüße Schönfeldt und

---

[5]) Tſchernowitz bei Guben.

[6]) Ein der Familie von Schönfeldt gehörendes Gut bei Cottbus.

Frau, Onkel und Tante Pannwitz, kurz alles, was Pannwitz heißt, auch Caroline[7]). Iſt ſie noch böſe? — Adieu.

Dein treuer Bruder Heinrich.

N. S. Noch eine Hauptnachricht, die Dich vielleicht bewegen wird, ſogleich nach Frankfurt zu kommen. Zengens und unſere Familie nebſt vielen anderen Damen Frankfurts nehmen ein Collegium über Experimental-Phyſik bei Wünſch. Nehmen, ſagte ich? Das klingt ja beinahe, als wäre von Medicin die Rede. So übel ſchmeckt es indeſſen nicht. Es iſt eine Brunnen-Cur zum Nutzen und Vergnügen. Du wirſt ſie nicht verſchmähen. Willſt Du der Vorleſung von Anfang an beiwohnen, ſo mußt Du auf irgend eine Art ſuchen, ſogleich nach Frankfurt zu kommen.

---

[7]) Die Familien von Kleiſt, von Schönfeldt und von Pannwitz waren unter einander nahe verwandt. Caroline, eine Tochter des Onkel Pannwitz, verheirathete ſich ſpäter mit dem in dieſen Briefen öfter erwähnten Herrn von Gleißenberg, einem ausgezeichneten Officier, der als Obriſtlieutenant in der Schlacht bei Leipzig fiel.

3.

(Ohne Angabe des Orts, von wo aus, noch des Tages und Jahres, wann der Brief geschrieben ist.)

Wenn ich von Jemandem Bildung erhalte, mein liebes Ulrikchen, so wünsche ich ihm dankbar auch wieder einige Bildung zurückzugeben; wenn ich aus seinem Umgang Nutzen ziehe, so wünsche ich, daß er auch in dem meinigen einigen Nutzen finde; nicht gern möchte ich, daß er die Zeit bei mir verlöre, die ich bei ihm gewinne.

Wie lehrreich und bildend Dein Umgang mir ist, wie vielen wahren Vortheil Deine Freundschaft mir gewährt, das scheue ich mich nicht, Dir offenherzig mitzutheilen; vielmehr es ist recht und billig, daß ein Wohlthäter den ganzen Umfang seiner Wohlthat kennen lernt, damit er sich selbst durch das Bewußtsein seiner Handlung und des Nutzens, den sie gestiftet hat, belohne. Du, mein liebes Ulrikchen, ersetzest mir die schwer zu ersetzende und wahrlich Dich ehrende Stelle meiner hochachtungswürdigen Freunde zu Potsdam. Ich scheue mich auch nicht, Dir zu gestehen, daß die Aussicht auf Deine Freundschaft, so sehr ich sonst andere Universitäten zu beziehen wünschte, mich dennoch wenigstens zum Theil bestimmte, meinen Aufenthalt in Frankfurt zu wählen. Denn Grundsätze und Entschlüsse, wie die meinigen, bedürfen der Unterstützung, um über so viele Hindernisse und Schwierigkeiten unwandelbar hinausgeführt zu werden. Du, mein liebes Ulrikchen, sicherst mir den guten Erfolg derselben.

Du biſt die Einzige, die mich hier ganz verſteht. Durch unſere vertraulichen Unterredungen, durch unſere Zweifel und Prüfungen, durch unſere freundlichen und freundſchaftlichen Zwiſte, deren Gegenſtand nur allein die Wahrheit iſt, der wir beide aufrichtig entgegenſtreben, und in welcher wir uns auch gewöhnlich beide vereinigen, durch alle dieſe Vortheile Deines Umganges ſcheidet ſich das Falſche in meinen Grundſätzen und Entſchlüſſen immer mehr von dem Wahren, das ſie enthalten, und reinigen ſich folglich immer mehr, und knüpfen ſich immer inniger an meine Seele, und wurzeln immer tiefer, und werden immer mehr und mehr mein Eigenthum. Deine Mitwiſſenſchaft meiner ganzen Empfindungsweiſe, Deine Kenntniß meiner Natur ſchützt ſie um ſo mehr vor ihrer Ausartung; denn ich fürchte nicht allein mir ſelbſt, ich fürchte nun auch Dir zu mißfallen. Dein Beiſpiel ſchützt mich vor allen Einflüſſen der Thorheit und des Laſters, Deine Achtung ſichert mir die meinige zu. — Doch genug. Du ſiehſt, wie unaufhaltſam mir Dein Lob entfließt, mit wie vielem Vergnügen ich mich als Deinen Schuldner bekenne. Ich ſchätze Dich als das edelſte der Mädchen und liebe Dich als die, welche mir jetzt am theuerſten iſt. Wärſt Du ein Mann oder nicht meine Schweſter, ich würde ſtolz ſein, das Schickſal meines ganzen Lebens an das Deinige zu knüpfen.

Doch genug hiervon. So viele von Dir empfangene und innig empfundene Wohlthaten will ich dadurch zu belohnen ſuchen, daß ich unaufgefordert und mit der Frei-

müthigkeit der Freundſchaft bis in das Geheimſte und Innerſte Deines Herzens dringe; und finde ich es nicht, wie ich es wünſche, finde ich Dich unentſchieden, wo Du längſt entſchieden ſein ſollteſt, finde ich Dich ſchlummern, wo Du längſt wach ſein ſollteſt, dann will ich mit der Kühnheit der Freundſchaft Dich wecken.

Traue mir zu, daß es meine innige Ueberzeugung iſt, auf welcher ſich das jetzt Folgende gründet. Bei ſo vielen Fähigkeiten, die Deinen Verſtand, bei ſo vielen herrlichen Tugenden, die Dein Herz ſchmücken, ſcheint es lieblos und unedel, eine dunkle Seite an Dir dennoch auszuſpüren. Aber gerade dieſe dunkle Seite iſt keine unbedeutende, gleichgültige. Ich denke, ſie würde Deinem Weſen die Krone aufſetzen, wenn ſie im Lichte ſtände, und darum wünſche ich, ſie zu erhellen. Und wenn auch das nicht wäre, — wenn Jemand ſo nahe am Ziele ſteht, ſo verdient er ſchon allein um der ſeltenen Erſcheinung willen, daß man ihn ganz hinauf führe.

Tauſend Menſchen höre ich reden und ſehe ich handeln, und es fällt mir nicht ein, nach dem Warum? zu fragen. Sie ſelbſt wiſſen es nicht, dunkle Neigungen leiten ſie, der Augenblick beſtimmt ihre Handlungen. Sie bleiben für immer unmündig und ihr Schickſal ein Spiel des Zufalls. Sie fühlen ſich wie von unſichtbaren Kräften geleitet und gezogen, ſie folgen ihnen im Gefühl ihrer Schwäche, wohin es ſie auch führt, zum Glücke, das ſie dann nur halb genießen, zum Unglück, das ſie dann doppelt fühlen.

Eine ſolche ſclaviſche Hingebung in die Launen des Tyrannen Schickſal iſt nun freilich eines freien, denkenden Menſchen höchſt unwürdig. Ein freier, denkender Menſch bleibt da nicht ſtehen, wo der Zufall ihn hinſtößt; oder wenn er bleibt, ſo bleibt er aus Gründen, aus Wahl des Beſſern. Er fühlt, daß man ſich über das Schickſal erheben könne, ja, daß es im richtigen Sinne ſelbſt möglich ſei, das Schickſal zu leiten. Er beſtimmt nach ſeiner Vernunft, welches Glück für ihn das höchſte ſei, er entwirft ſich ſeinen Lebensplan und ſtrebt ſeinem Ziele nach ſicher aufgeſtellten Grundſätzen mit allen ſeinen Kräften entgegen. Denn ſchon die Bibel ſagt: willſt Du das Himmelreich erwerben, ſo lege ſelbſt Hand an.

So lange ein Menſch noch nicht im Stande iſt, ſich ſelbſt einen Lebensplan zu bilden, ſo lange iſt und bleibt er unmündig, er ſtehe nun als Kind unter der Vormundſchaft ſeiner Aeltern oder als Mann unter der Vormundſchaft des Schickſals. Die erſte Handlung der Selbſtſtändigkeit eines Menſchen iſt der Entwurf eines ſolchen Lebensplan's. Wie nöthig es iſt, ihn ſo früh wie möglich zu bilden, davon hat mich der Verluſt von ſieben koſtbaren Jahren, die ich dem Soldatenſtande widmete, von ſieben unwiederbringlich verlorenen Jahren, die ich für meinen Lebensplan hätte anwenden gekonnt, wenn ich ihn früher zu bilden verſtanden hätte, überzeugt.

Ein ſchönes Kennzeichen eines ſolchen Menſchen, der nach ſichern Principien handelt, iſt Conſequenz, Zuſammen-

hang und Einheit in ſeinem Betragen. Das hohe Ziel, dem er entgegenſtrebt, iſt das Mobil aller ſeiner Gedanken, Empfindungen und Handlungen. Alles, was er denkt, fühlt und will, hat Bezug auf dieſes Ziel, alle Kräfte ſeiner Seele und ſeines Körpers ſtreben nach dieſem gemeinſchaftlichen Ziele. Nie werden ſeine Worte ſeinen Handlungen, oder umgekehrt, widerſprechen, für jede ſeiner Aeußerungen wird er Gründe der Vernunft aufzuweiſen haben. Wenn man nur ſein Ziel kennt, ſo wird es nicht ſchwer ſein, die Gründe ſeines Betragens zu erforſchen.

Ich wende mich nun zu Dir, mein liebes Ulrikchen. Deiner denkenden Seele ſtände jener hohe Charakter der Selbſtſtändigkeit wohl an. Und doch vermiſſe ich ihn an Dir. Du biſt für jeden Augenblick des Lebens oft nur zu beſtimmt, aber Dein ganzes Leben haſt Du noch nicht ins Auge gefaßt. Aus dieſem Umſtande erkläre ich mir die häufigen Inconſequenzen Deines Betragens, die Widerſprüche Deiner Aeußerungen und Handlungen. Denn ich ſinne gern bei Dir über die Gründe derſelben nach, aber ungern finde ich, daß ſie nicht immer übereinſtimmen.

Du äußerſt oft hohe, vorurtheilsfreie Grundſätze der Tugend, und doch klebſt Du noch oft an den gemeinſten Vorurtheilen. Nie ſehe ich Dich gegen wahren, ächten Wohlſtand anſtoßen, und doch bildeſt Du oft Wünſche und Pläne, die mit ihm durchaus unvereinbar ſind. Ich hoffe, Du wirſt mich überheben, dieſe Urtheile mit Bei-

ſpielen zu belegen. Du biſt entweder viel zu frei und vorurtheillos, oder bei weitem nicht genug. Die Folge davon iſt, daß ich nicht beſtimmen kann, ob das, was Du willſt und thuſt, recht ſei, oder nicht, und ich muß fürchten, daß Du ſelbſt darüber unentſchieden biſt.

Denn warum hätteſt Du mir, als ich Dir geſtern die raſche Frage that, ob Du Dir einen beſtimmten Lebensplan gebildet hätteſt, mit Verwirrung und Schüchternheit, wenigſtens nicht mit jener Dir eigenthümlichen Reinheit und Gradheit geantwortet, Du verſtändeſt meine Frage nicht? Meine ſimple Frage, deren Sinn doch ſo offen und klar iſt? Muß ich nicht fürchten, daß Du nur in der Nothwendigkeit, mir eine Antwort geben zu müſſen, die Deiner nicht würdig iſt, lieber dieſen — Ausweg gewählt haſt?

Ein Lebensplan iſt — — Mir fällt die Definition vom Baumkuchen ein, die Du einſt im Scherze Pannwitzen gabſt, und wahrlich, ich möchte Dir im Ernſte eine ähnliche geben. Denn bezeichnet hier nicht ebenfalls ein einfacher Ausdruck einen einfachen Sinn? Ein Reiſender, der das Ziel ſeiner Reiſe und den Weg zu ſeinem Ziele kennt, hat einen Reiſeplan. Was der Reiſeplan dem Reiſenden iſt, das iſt der Lebensplan dem Menſchen. Ohne Reiſeplan ſich auf die Reiſe begeben, heißt erwarten, daß der Zufall uns an das Ziel führe, das wir ſelbſt nicht kennen. Ohne Lebensplan leben, heißt vom Zufall erwarten, ob er uns ſo glücklich machen werde, wie wir es ſelbſt nicht begreifen.

Ja, es ist mir so unbegreiflich, wie ein Mensch ohne Lebensplan leben könne, und ich fühle an der Sicherheit, mit welcher ich die Gegenwart benutze, an der Ruhe, mit welcher ich in die Zukunft blicke, so innig, welch ein unschätzbares Glück mir mein Lebensplan gewährt, und der Zustand, ohne Lebensplan, ohne feste Bestimmung, immer schwankend zwischen unsichern Wünschen, immer im Widerspruch mit meinen Pflichten, ein Spiel des Zufalls, eine Puppe am Drathe des Schicksals — dieser unwürdige Zustand scheint mir so verächtlich und würde mich so unglücklich machen, daß mir der Tod bei weitem wünschenswerther wäre.

Du sagst, nur Männer besäßen diese uneingeschränkte Freiheit des Willens, Dein Geschlecht sei unauflöslich an die Verhältnisse der Meinung und des Rufs geknüpft. — Aber ist es aus Deinem Munde, daß ich dieß höre? Bist Du nicht ein freies Mädchen, so wie ich ein freier Mann? Welcher andern Herrschaft bist Du unterworfen, als allein der Herrschaft der Vernunft?

Aber dieser sollst Du Dich auch vollkommen unterwerfen. Etwas muß dem Menschen heilig sein. Uns beiden, denen es die Ceremonien der Religion und die Vorschriften des conventionellen Wohlstandes nicht sind, müssen um so mehr die Gesetze der Vernunft heilig sein. Der Staat fordert von uns weiter nichts, als daß wir die zehn Gebote nicht übertreten. Wer gebietet uns aber die Tugenden der Menschenliebe, der Duldung, der Bescheidenheit, der Sittsamkeit zu üben, wenn es nicht die

Vernunft thut? Der Staat ſichert uns unſer Eigenthum, unſre Ehre und unſer Leben; wer ſichert uns aber unſer inneres Glück zu, wenn es die Vernunft nicht thut?

So innig ich es nun auch wünſche, Dich überhaupt für die Annahme irgend eines Lebensplans zu beſtimmen, weil ich Dir gern das Glück gönne, das die Kenntniß unſerer Beſtimmung, der ſichere Genuß der Gegenwart und die Ruhe für die Zukunft gewähren, ſo möchte ich doch nicht gern einen Einfluß auf die Annahme eines beſtimmten Lebensplans haben. Das möge allein das Werk Deiner Vernunft ſein. Prüfe Deine Natur, beurtheile, welches moraliſche Glück ihr am angemeſſenſten ſei, mit einem Worte, bilde Dir einen Lebensplan und ſtrebe dann ſeiner Ausführung entgegen. Dann wird nie wieder geſchehen, was ich vorher an Dir tadelte, dann werden ſich Deine Wünſche und Deine Pflichten, Deine Worte und Deine Handlungen nie widerſprechen.

Aber noch weit mehr als ich fürchte, Du möchteſt noch bisher keinen Lebensplan gebildet haben, muß ich fürchten, daß Du gerade den einzigen Lebensplan verworfen haſt, der Deiner würdig wäre. Laß mich aufrichtig, ohne Rückhalt, ohne alle falſche Scham reden. Es ſcheint mir, — es iſt möglich, daß ich mich irre, und ich will mich freuen, wenn Du mich vom Gegentheile überzeugen kannſt, — aber es ſcheint mir, als ob Du bei Dir entſchieden wäreſt, Dich nie zu verheirathen. Wie? Du wollteſt nie Gattin und Mutter werden? Du wärſt entſchieden, Deine höchſte Beſtimmung nicht zu er-

füllen, Deine heiligſte Pflicht nicht zu vollziehen? Und entſchieden wärſt Du darüber? Ich bin wahrlich begierig, die Gründe zu hören, die Du für dieſen höchſt ſtrafbaren und verbrecheriſchen Entſchluß aufzuweiſen haben kannſt.

Eine einzige ſimple Frage zerſtört ihn. Denn wenn Du ein Recht hätteſt, Dich nicht zu verheirathen, warum ich nicht auch? Und wenn wir beide dazu ein Recht haben, warum ein Dritter nicht auch? Und wenn dieſes iſt, warum nicht auch ein Vierter, ein Fünfter, warum nicht wir Alle? Aber das Leben, welches wir von unſern Aeltern empfiengen, iſt ein heiliges Unterpfand, das wir unſern Kindern wieder mittheilen ſollen. Das iſt ein ewiges Geſetz der Natur, auf welches ſich ihre Erhaltung gründet.

Dieſe Wahrheit iſt ſo klar, und das Intereſſe, das ſie bei ſich führt, dem Herzen des Menſchen ſo innig eingepflanzt, daß es mir ſchwer wird zu glauben, ſie ſei Dir unbekannt. Aber was ſoll ich glauben, wenn Dir der, nicht ſcherzhafte, nur allzu ernſtliche Wunſch entſchlüpft, Du möchteſt die Welt bereiſen? Iſt es auf Reiſen, daß man Geliebte ſuchet und findet? Iſt es dort, wo man die Pflichten der Gattin und der Mutter am zweckmäßigſten erfüllt? Oder willſt Du endlich, wenn Dir auch das Reiſen überdrüſſig iſt, zurückkehren, wenn nun die Blüthe Deiner Jahre dahingewelkt iſt, und erwarten, ob ein Mann philoſophiſch genug denke, Dich dennoch zu heirathen? Soll er Weiblichkeit von einem

Weibe erwarten, deren Geſchäft es auf ihrer Reiſe war, ſie zu unterdrücken?

Aber Du glaubſt Dich tröſten zu können, wenn Du auch einen ſolchen Mann nicht fändeſt. Täuſche Dich nicht, Ulrikchen, ich fühle es, Du würdeſt Dich nicht tröſten, nein, wahrlich, bei Deinem Herzen würdeſt Du Dich nicht tröſten. Geſetzt, es wäre Dein Wille, Dich nach der Rückkehr von Deiner Reiſe irgendwo in einer ſchönen Gegend mit Deinem Vermögen anzukaufen. Ach, dem Landmann iſt ein Gatte unentbehrlich. Der Städter mag ſeiner entbehren, ich will es glauben, das Geräuſch der Stadt kann ſeine geheimen Wünſche unterdrücken, er lernt das Glück nicht vermiſſen, das er entbehrt. Aber der Landmann iſt ohne Gattin immer unglücklich. Da fehlt ihm Troſt und Hülfe in Widerwärtigkeiten, da iſt er in Krankheiten ohne Wartung und Pflege, da ſieht er ſich allein ſtehen in der weiten, lebendigen Natur, er fühlt ſich unvermißt und unbeweint, wenn er an den Tod denkt. Und ſelbſt wenn ſeine Bemühungen gedeihen und mit Früchten wuchern, — wo will er hin mit allen Erzeugniſſen der Natur? Da fehlen ihm Kinder, die ſie ihm verzehren helfen, da drückt er wehmüthig fremde Kinder an ſeine Bruſt und reicht ihnen von ſeinem Ueberfluſſe. — Täuſche Dich daher nicht, Ulrikchen. Dann erſt würdeſt Du innig fühlen, welches Glück Du entbehren mußt, und um ſo tiefer würde dies Dich ſchmerzen, je mehr Du es ſelbſt muthwillig verworfen haſt.

Und was würde Dich für ſo vielen Verluſt ſchadlos

halten können? Doch wohl nicht der höchst unreife Gedanke, frei und unabhängig zu sein? Kannst Du Dich dem allgemeinen Schicksal Deines Geschlechts entziehen, das nun einmal seiner Natur nach die zweite Stelle in der Reihe der Wesen bekleidet? Nicht einen Zaun, nicht einen elenden Graben kannst Du ohne Hülfe eines Mannes überschreiten, und willst allein über die Höhen und über die Abgründe des Lebens wandeln? Oder willst Du von Fremden fordern, was Dir ein Freund gern und freiwillig leisten würde?

Aus allen diesen Gründen, deren Wahrheit Du gewiß einsehen und fühlen wirst, gieb jenen unseligen Entschluß auf, wenn Du ihn gefaßt haben solltest. Du entsagst mit ihm Deiner höchsten Bestimmung, Deiner heiligsten Pflicht, der erhabensten Würde, zu welcher ein Weib emporsteigen kann, dem einzigen Glücke, das Deiner wartet.

Und wenn Mädchen, wie Du, sich der heiligen Pflicht, Mütter und Erzieherinnen des Menschengeschlechts zu werden, entziehen, was soll aus der Nachkommenschaft werden? Soll die Sorge für künftige Geschlechter nur der Ueppigkeit feiler und eitler Dirnen überlassen sein? Oder ist sie nicht vielmehr eine heilige Verpflichtung tugendhafter Mädchen? — Ich schweige und überlasse es Dir, diesen Gedanken auszubilden.

4.

(Ebenfalls ohne Angabe der Zeit.)

Mein liebes Ulrikchen, ich bin auf acht Tage in Frankfurt, aber nicht ſo vergnügt, als wenn Du hier wäreſt. Ich mußte mir dieſe Zerſtreuung machen, weil mich das Brüten über die ſchwangere Zukunft wieder ganz verſtimmt hatte. In meinem Kopfe ſieht es aus wie in einem Lotteriebeutel, wo neben einem großen Looſe tauſend Nieten liegen. Da iſt es wohl zu verzeihen, wenn man ungewiß mit der Hand unter den Zetteln herumwühlt. Es hilft zwar zu nichts, aber es entfernt doch den furchtbaren Augenblick, der ein ganzes Lebensgeſchick unwiderruflich entſcheidet. Mehr als einmal bin ich nahe geweſen, mich endlich geduldig in ein Amt zu fügen, bei dem doch viele Männer, wie ſie es ſagen, froh ſind; und am Ende könnte man ſich ſelbſt mit dem Apollo tröſten, der auch verdammt ward, Knechtsdienſte auf Erden zu thun. Aber immer noch reizt mich mein früheres, höheres Ziel, und noch kann ich es nicht (wie viele es können) verächtlich als unerreichbar verwerfen, ohne vor mir ſelbſt zu erröthen. Das Schlimmſte bei dieſer Ungewißheit iſt, daß Niemand mir rathen kann, weil ich mich keinem Andern ganz erklären kann. — Schreibe Du mir doch ein paar Worte nach Berlin. Adieu, grüße Schönfeldt und Frau, Onkel und Tante Pannwitzens ꝛc.

N. S. Kannſt Du mir nicht Nachricht geben, wo ſich wohl jetzt meine Culturgeſchichte befindet?

5.

Berlin, den 14. Auguſt 1800.

Noch am Abend meiner Ankunft an dieſem Orte melde ich Euch, daß ich geſund und vergnügt bin, und bin darum ſo eilig, weil ich fürchte, daß Ihr, beſonders an dem letztern, zweifelt.

Denn eine Reiſe, ohne angegebenen Zweck, eine ſo ſchnelle Anleihe, ein ununterbrochenes Schreiben und am Ende noch obenein Thränen — das ſind freilich Kennzeichen eines Zuſtandes, die dem Anſchein nach Betrübniß bei theilnehmenden Freunden erwecken müſſen.

Indeſſen erinnere Dich, daß ich bloß die Wahrheit verſchweige, ohne indeſſen zu lügen, und daß meine Erklärung, das Glück, die Ehre, vielleicht das Leben eines Menſchen durch dieſe Reiſe zu retten, vollkommen gegründet iſt.

Gewiß würde ich nicht ſo geheimnißreich ſein, wenn nicht meine beſte Erkenntniß mir ſagte, daß Verheimlichung meines Zweckes nothwendig, nothwendig ſei.

Indeſſen Du und noch ein Menſch, ihr ſollt beide mehr erfahren, als alle übrigen auf der Welt, und

überhaupt Alles, was zu verschweigen nicht nothwendig ist[8]).

Dabei baue ich aber nicht nur auf Deine unverbrüchliche Verschwiegenheit (indem ich will, daß das Scheinbar-Abenteuerliche meiner Reise durchaus versteckt bleibe, und die Welt weiter nichts erfahre, als daß ich in Berlin bin und Geschäfte beim Minister Struensee habe, welches zum Theil wahr ist), sondern auch auf Deine feste Zuversicht auf meine Redlichkeit, so daß selbst bei dem widersprechendsten Anschein Dein Glaube an dieselbe nicht wankt.

Unter diesen Bedingungen sollst Du Alles erfahren, was ich sagen kann, welches Du aber ganz allein nur für Dich behalten und der Welt nichts anders mittheilen sollst, als daß ich in Berlin bin. Ich glaube, daß das Vortreffliche meiner Absicht die Ausbreitung dieses Satzes, selbst wenn er zuweilen eine Lüge sein sollte, entschuldigt und rechtfertigt.

Ich suche jetzt zunächst einen edeln, weisen Freund auf, mit dem ich mich über die Mittel zu meinem Zwecke

[8]) Da auch die nächstfolgenden Briefe keinen Aufschluß über Zweck und Erfolg dieser Reise geben, die Kleist in der Gesellschaft des Herrn von Brokes nach Wien machen wollte, und die beide nach Würzburg führte, so habe ich darüber dort nachgefragt, wo am ersten eine befriedigende Antwort erwartet werden konnte, bei der gegenwärtigen Besitzerin der Originalbriefe Heinr. v. Kl. an seine Schwester, der Nichte beider. Sie konnte mir aber auch nichts weiter mittheilen, als daß ihre Tante ihr gesagt habe, „die Reise wäre politischer Natur gewesen."

berathen könne, indem ich mich dazu zu ſchwach fühle, ob ich gleich ſtark genug war, den Zweck ſelbſt unwiderruflich feſtzuſtellen.

Wärſt Du ein Mann geweſen — o Gott, wie innig habe ich dieß gewünſcht! — Wärſt Du ein Mann geweſen — denn eine Frau konnte meine Vertraute nicht werden, — ſo hätte ich dieſen Freund nicht ſo weit zu ſuchen gebraucht, als jetzt.

Ergründe nicht den Zweck meiner Reiſe, ſelbſt wenn Du es könnteſt. Denke, daß die Erreichung deſſelben zum Theil auf der Verheimlichung vor allen, allen Menſchen beruht. Für jetzt wenigſtens. Denn einſt wird es mein Stolz und meine Freude ſein, ihn mitzutheilen.

Grüße W. v. Z.[9]) Sie weiß ſo viel, wie Du, aber nicht viel mehr. — Schicke mir doch durch die Poſt meine Schrift über die kantiſche Philoſophie, welche Du beſitzeſt, und auch die Culturgeſchichte, welche Auguſte hat; aber ſogleich.

Ich kehre nicht ſo bald wieder. Doch das Alles behältſt Du für Dich. Du ſollſt jedesmal den Ort erfahren, wo ich bin; Du wirſt von dieſem Vertrauen keinen Gebrauch machen, der der Erreichung meines Zweckes hinderlich wäre.

Sei ruhig. Sei ganz ruhig. — Wenn auch die Hülle des Menſchen mit jedem Monde wechſelt, ſo

---

[9]) Gewiß Wilhelmine von Zenge, ſeine Braut.

bleibt doch Eines in ihm unwandelbar und ewig: das Gefühl ſeiner Pflicht.

Dein treuer Bruder Heinrich.

N. S. Deine Aufträge werden morgen beſorgt werden. — Du mußt auf alle Adreſſen an mich immer ſchreiben, daß der Brief ſelbſt abgeholt werden wird.

6.

Coblentz bei Paſewalk, den 21. Auguſt 1800.

Du vergißt doch nicht, daß ich Dir allein meinen Aufenthalt mittheile, und daß er aus Gründen jedem andern Menſchen verſchwiegen bleiben muß? Ich habe ein unumſchränktes Vertrauen zu Dir, und darum verſchweige ich Dir nichts, was zu verſchweigen nicht nothwendig iſt. Vertraue auch mir und thue keinen eigenmächtigen Schritt, der üblere Folgen haben könnte, als Du glaubſt. Eliſabeth ehrte die Zwecke Poſa's, auch ohne ſie zu kennen. Die meinigen ſind wenigſtens gewiß der Verehrung jedes edeln Menſchen werth.

Ich habe mich hier mit Brokes[10]) vereinigt. Er

[10]) Vergl. H. v. Kleiſt's Leben und Briefe. Mit einem Anhange herausgegeben von Ed. v. Bülow. Berlin. 1848. 8. S. 14 ff.; 140 ff.

hat mit mir denſelben Zweck, und das könnte Dich noch ruhiger machen, wenn Dich die Unerklärlichkeit meiner Reiſe beunruhigen ſollte. Brokes iſt ein trefflicher junger Mann, wie ich wenige in meinem Leben gefunden habe. Wir werden beide gemeinſchaftlich eine Reiſe machen — nicht zu unſerm Vergnügen, das ſchwöre ich Dir; wie hätte ich Dich ſo um Deine liebſten Freuden betrügen können? — Nein. Vielmehr es liegt ein ſehr ernſter Zweck zum Grunde, der uns wahrſcheinlich nicht eher ein ganz ungeſtörtes Vergnügen genießen laſſen wird, als bis er erreicht iſt. Die Mitwiſſenſchaft eines Dritten war unmöglich, wenigſtens ſtand es nicht in meiner Willkür, über das Geheimniß zu ſchalten; ſonſt würde meine edelſte Schweſter gewiß auch meine Vertraute geworden ſein.

Ich baue ganz auf Dein Vertrauen zu mir und auf Deine Verſchwiegenheit. Wenn ich das nicht darf, Ulrike, ſo ſchreibe es mir nach Berlin, und ich ergreife andere Maßregeln. Nur in der feſten Zuverſicht auf Deine unwandelbare Treue wirſt Du immer von mir den Ort erfahren, an welchen mich die Bahn unſers Zweckes führt. Täuſchen wirſt Du mich nicht. Du wirſt meine gerechte Forderung erfüllen, auch ohne es verſprochen zu haben. Denn Alles, was Wenige thun würden, erwarte ich von Dir.

Ich bleibe hier in Coblentz bis morgen. Ich treffe den 24. in Berlin ein. Dahin mußt Du mir gleich nach Empfang dieſes Briefes ſchreiben, wenn Du mir

die Freude machen willſt, von Deiner Hand zu ſehen, was Du von meinem Vorhaben denkſt. Ich habe alles Hieſige von Dir gegrüßt. Alles läßt Dich wieder grüßen. Ich habe der Gräfin den Wallenſtein zurückgelaſſen, weil ſie es wünſchte. Sie wird ihn Dir bei ihrer Durchreiſe durch Frankfurt überliefern. Du kannſt das Buch als ein Geſchenk von mir betrachten, denn ſein Inhalt muß nicht geleſen, ſondern gelernt werden. Ich bin begierig, ob Wall. den Carlos bei Dir verdrängen wird. Ich bin unentſchieden.

Adieu. Grüße Alles von mir aus Berlin. Die Gräfin Eickſtädt wird zwar, wenn ſie in Frankfurt iſt, von mir und meiner Gegenwart in Coblentz erzählen; allein Du kannſt alsdann ſagen, ja, Du wüßteſt es, ich hätte Dich aber gebeten, es zu verſchweigen. So wünſchte ich, daß Du es mit Allem machen möchteſt, was von meiner Reiſe entdeckt werden ſollte. Hilf mir meinen Plan ausführen, liebes Ulrikchen, er verdient es. Adieu. Heinrich.

N. S. Weißt Du, daß das Tournier in Schwediſch-Pommern beim Gf. v. Falkenſtein in C. ſein wird?

7.

Berlin, den 26. Auguſt 1800.

Mein liebes Ulrikchen. Es ſteht eine Stelle in Deinem Briefe, die mir viele Freude gemacht hat, weil ſie mir Dein feſtes Vertrauen auf meine Redlichkeit, ſelbſt bei den ſcheinbar widerſprechendſten Umſtänden, zuſichert. Du wirſt finden, daß ich deſſen bedarf. Ich theile Dir jetzt ohne Rückhalt Alles mit, was ich nicht verſchweigen muß. Ich reiſe mit Brokes nach Wien. Ich werde manches Schöne ſehen und dabei jedesmal mit Wehmuth daran denken, wie vergnügt Du dabei geweſen wäreſt, wenn es möglich geweſen wäre, Dich an dieſer Reiſe Antheil nehmen zu laſſen. Doch das Schöne iſt diesmal nicht Zweck meiner Reiſe. Unterlaſſe alle Anwendungen, Folgerungen und Combinationen. Sie müſſen falſch ſein, weil Du mich nicht ganz verſtehen kannſt. Halte Dich bloß an das, was ich Dir gradezu mittheile. Das iſt buchſtäblich wahr.

Du bieteſt mir Deine fernern Dienſte an. Ich werde davon Gebrauch machen, ohne Deine Freundſchaft zu mißbrauchen. Du wirkſt unwiſſend zu einem Zwecke mit, der vortrefflich iſt. Ich ſtehe daher nicht an, Dich um eine neue Gefälligkeit zu erſuchen. Oder eigentlich iſt es Brokes, für den ich etwas erbitte.

Brokes reiſete mit mir von Coblentz ab und nannte der Eickſtädtſchen Familie kein anderes Ziel ſeiner Reiſe

als Berlin. Du darfst der Gräfin Eickstädt, wenn Du sie in Frankfurt sprichst, diesen Glauben nicht benehmen. Brokes hatte einen Wechsel von 600 Rthlr., auf einen Banquier in Schwerin gestellt. Es war zu weitläufig, das Geld sich von Schwerin herschicken zu lassen. Er nahm ihn also nach Berlin mit, um ihn bei dem hiesigen mecklenburgischen Agenten umzusetzen. Der aber war verreiset, und kein anderer hiesiger Banquier kannte Brokes. Er hat nun also doch von hier aus nach Schwerin schreiben müssen. Wir dürfen nun aber in Berlin nicht länger verweilen. Das Geld könnte frühstens in vier Wochen in Wien sein. Wir bedürfen dies aber gleich, nicht um die Reisekosten zu bestreiten, sondern zu dem eigentlichen Zweck unserer Reise. Ferner würde der mecklenburgische Banquier dadurch erfahren, daß Brokes in Wien ist, welches durchaus verschwiegen bleiben soll. Uns bleibt also kein anderes Mittel übrig als unsere einzige Vertraute, als Du. Wir ersuchen Dich also, wenn es Dir möglich ist, 100 Dukaten nach Wien zu schicken, und zwar an den Studenten Buchholz, denn so heißt Brokes auf dieser Reise. Das müßte aber bald geschehen. Auch müßte auf der Adresse stehen, daß der Brief selbst abgeholt werden wird. Nun höre die Bedingungen. Du erhältst dies Geld auf jeden Fall, Du magst in unsere Bitte willigen oder nicht, in spätestens drei Wochen von Schwerin. Brokes hat nämlich auf meine Versicherung, daß Du gewiß zu unserem Zwecke mitwirken würdest, wenn es Dir möglich wäre,

bereits nach Schwerin geſchrieben, an den mecklenburgiſchen Miniſter Herrn von Brandenſtein. Dieſer wird in Schwerin das Geld heben und es Dir nach Frankfurt ſchicken. Sollte es Dir alſo nicht möglich geweſen ſein, uns früher mit Geld auszuhelfen, ſo ſchicke uns wenigſtens das empfangene Geld ſogleich nach Wien unter untenſtehender Adreſſe. Sollteſt Du aber ſchon aus eigenen Mitteln uns 100 Dukaten überſchickt haben. ſo behältſt Du die empfangenen 60 Fr.d'or, und Brokes wird ſich mit Dir bei unſerer Zurückkunft berechnen wegen des Agio's. Sollte bei dem zu empfangenden Gelde zugleich ein Brief von Brandenſtein an Brokes vorhanden ſein, ſo darfſt Du dieſen unter der Adreſſe: an Brokes, nicht nachſchicken, ſondern Du kannſt ihn erbrechen und bei Dir behalten, und uns nur den Inhalt melden.

Brokes heißt nicht Buchholz, ſondern Bernhoff. Die Adreſſe alſo iſt: An den Studenten der Oekonomie Herrn Bernhoff, Wohlgeb. zu Wien (ſelbſt abzuholen).

Willſt Du mich mit einem Brief erfreuen, ſo iſt die Adreſſe: An den Studenten der Mathematik Herrn Klingſtedt, Wohlgeb. zu Wien (ſelbſt abzuholen).

Ich brauche doch nicht zu wiederholen, daß Niemand dieß Alles erfahren darf? Niemand weiß es als Du und W. Z., wird es alſo verrathen, ſo iſt Einer von Euch unfehlbar der Verräther. Doch wer dürfte das fürchten?

Ich werde Dir gleich von Wien aus ſchreiben. Ich komme, ſobald unſer Geſchäft beendigt iſt, nach Frank-

furt zurück, und dies geſchieht auf jeden Fall vor dem 1. November. Fragt Jemand nach uns, ſo heißt es, ich wäre verreiſet, etwa ins Erzgebirge.

Sei ruhig. Adieu. H. K.

(Am Schluſſe dieſes Briefes bittet Kleiſt noch ſeine Schweſter, von einer Geldſumme, die er am 1. October empfangen ſollte, ſeine Collegia in Frankfurt zu bezahlen; er hatte nach dem Verzeichniß der zu zahlenden Poſten bei Madihn, Huth, Hüllmann, Kalau und Wünſch gehört).

8.

Berlin, den 27. October 1800.

Mein liebes, beſtes Ulrikchen, wie freue ich mich, wieder ſo nahe bei Dir zu ſein, und ſo froh, o ich bin es nie in meinem Leben herzlich geweſen, ich konnte es nicht; jetzt erſt öffnet ſich mir etwas, das mich aus der Zukunft anlächelt, wie Erdenglück. Mir, mein edles Mädchen, haſt Du mit Deiner Unterſtützung das Leben gerettet — Du verſtehſt das wohl nicht? Laß das gut ſein. Dir habe ich, nach Brokes, von meiner jetzigen innern Ruhe und Fröhlichkeit das meiſte zu danken, und ich werde das ewig nicht vergeſſen. Die Thoren! Ich war geſtern in Potsdam, und alle Leute glaubten, ich wäre darum ſo ſeelenheiter, weil ich angeſtellt wäre — Die Thoren!

Du möchteſt wohl die Einzige ſein auf dieſer Erde, bei der ich zweifelhaft ſein könnte, ob ich das Geheimniß nun beenden ſoll, oder nicht? Zweifelhaft, ſagte ich; denn bei jedem Andern bin ich entſchieden, nie wird es aus meiner Seele kommen. Indeſſen die Erklärung wäre ſehr weitläufig, auch bin ich noch nicht ganz entſchieden. Ich weiß wohl, daß Du nicht neugierig biſt, aber ohne Theilnahme biſt Du auch nicht, und Deiner möchte ich am wenigſten gern kalt begegnen. Alſo laß mich nur machen. Wir werden uns ſchon einſt verſtehen. Für jetzt und immer bleibe verſchwiegen über Alles.

Nach Frankfurt möchte ich jetzt nicht gern kommen, um das unausſtehliche Fragen zu vermeiden, da ich durchaus nicht antworten kann. Denn ob ich gleich das halbe Deutſchland durchreiſet bin, ſo habe ich doch im eigentlichſten Sinne nichts geſehen. Von Würzburg über Meiningen, Schmalkalden, Gotha, Erfurt, Naumburg, Merſeburg, Halle, Deſſau, Potsdam nach Berlin bin ich in fünf Tagen gereiſt, Tag und Nacht, um noch vor dem 1. November hier zu ſein.

Brokes iſt nicht in Paris, ſondern in Dresden, und das darum, weil bis auf den heutigen Tag die 100 Dukaten von Wien nicht angekommen ſind. Wir haben aber in Würzburg die nöthigen Anſtalten getroffen. Sie werden nach Dresden geſchickt werden.

Sei ſo gut und gieb Zengen[11]), der auf Urlaub

---

[11]) Dem Bruder ſeiner Braut, der Officier war.

kommen wird, den verſiegelten Schlüſſel vom Büreau; er wird die Sorge übernehmen, alle meine Sachen herzuſchaffen.

Ich werde auch etwas Geld in Frankfurt vom Vormunde übrig haben, das ſei ſo gut und ſchicke mir gleich.

Ich ſträube mich, nach ſo vielen Bitten noch eine an Dich zu wagen, aber ich ſehe mich wirklich gezwungen dazu, indem ich keinen andern Ausweg weiß. Hältſt Du indeſſen dieſe Bitte für unbeſcheiden, ſo betrachte ſie lieber als nicht geſchehen und bleibe mir nur gut. Du haſt genug für mich gethan, um mir wohl einmal etwas abzuſchlagen, und ich ehre Dich zu herzlich, als daß das nur eine Ahndung von Unwillen bei mir erwecken könnte.

Die Reiſe und beſonders der Zweck der Reiſe war zu koſtbar für 300 Rthlr. Brokes hat mir mit faſt 200 Rthlr. ausgeholfen. Ich muß dieſe Summe ihm jetzt nach Dresden ſchicken. Er hat zu unausſprechlich viel für mich gethan, als daß ich daran denken dürfte, dieſe Verpflichtung nur einen Augenblick zu verſäumen. Du weißt, daß ich ſelbſt über mein Vermögen nicht gebieten kann, und Du erräthſt das Uebrige. Ich bin in einem Jahre majorenn. Dieſe Summe zurückzuzahlen, wird mich nie reuen, ich achte mein ganzes Vermögen nicht um das, was ich mir auf dieſer Reiſe erworben habe. Alſo deswegen ſei unbeſorgt. Antworte mir bald hierauf. Wenn mir dieſe kleine Unbequemlichkeit abgenommen wird, ſo wird es mir Mühe koſten, zu erdenken, was mir wohl auf der ganzen Erde zu meiner Zufrie-

denheit fehlen könne. Das wird mir wohl thun nach einem Leiden von 24 Jahren.

Grüße Alles, Alles und lebe wohl. Dein Bruder Heinrich.

N. S. Sollte Tante gern in mein Büreau wollen, wegen der Wäſche, ſo ſorge doch auf eine gute Art dafür, daß der obere Theil, worin die Schreibereien, gar nicht geöffnet werde.

9.

Berlin, den 25. November 1800.

Liebe Ulrike. Die überſchickten 260 Rthlr. habe ich erhalten und wünſche ſtatt des Dankes herzlich, für ſo viele mir erfüllten Wünſche, Dir auch einmal einen der Deinigen erfüllen zu können.

Ich habe jetzt Manches auf dem Herzen, das ich zwar Allen verſchweigen muß, aber doch Dir gern mittheilen möchte, weil ich von Dir nicht fürchten darf, ganz mißverſtanden zu werden.

Indeſſen das würde, wenn ich ausführlich ſein wollte, einen gar zu langen Brief koſten, und daher will ich Dir nur ganz kurz einige Hauptzüge meiner jetzigen Stimmung mittheilen.

Ich fühle mich mehr als jemals abgeneigt, ein Amt zu nehmen. Vor meiner Reiſe war das anders — jetzt hat ſich die Sphäre für meinen Geiſt und für mein Herz ganz unendlich erweitert — das mußt Du mir glauben, liebes Mädchen.

So lange die Metallkugel noch kalt iſt, ſo läßt ſie ſich wohl hineinſchieben in das enge Gefäß, aber ſie paßt nicht mehr dafür, wenn man ſie glühet — faſt ſo wie der Menſch nicht für das Gefäß eines Amtes, wenn ein höheres Feuer ihn erwärmt.

Ich fühle mich zu ungeſchickt, mir ein Amt zu erwerben, zu ungeſchickt, es zu führen, und am Ende verachte ich den ganzen Bettel von Glück, zu dem es führt.

Als ich diesmal in Potsdam war, waren zwar die Prinzen, beſonders der jüngere, ſehr freundlich gegen mich, aber der König war es nicht — und wenn er meiner nicht bedarf, ſo bedarf ich ſeiner noch weit weniger. Denn mir möchte es nicht ſchwer werden, einen andern König zu finden, ihm aber, ſich andere Unterthanen aufzuſuchen.

Am Hofe theilt man die Menſchen ein, wie ehemals die Chemiker die Metalle, nämlich in ſolche, die ſich dehnen und ſtrecken laſſen, und in ſolche, die dies nicht thun. — Die erſten werden dann fleißig mit dem Hammer der Willkür geklopft, die andern aber, wie die Halbmetalle, als unbrauchbar verworfen.

Denn ſelbſt die beſten Könige entwickeln wohl gern das ſchlummernde Genie, aber das entwickelte drücken

ſie ſtets nieder; und ſie ſind wie der Blitz, der entzündliche Körper wohl entflammt, aber die Flamme ausſchlägt.

Ich fühle wohl, daß es unſchicklich iſt, ſo etwas ſelbſt zu ſagen, indeſſen kann ich nicht leugnen, daß mir der Gedanke durch die Seele geflogen iſt, ob es mir nicht einſt ſo gehen könnte?

Wahr iſt es, daß es mir ſchwer werden würde, in ein Intereſſe einzugreifen, das ich gar nicht prüfen darf — und das muß ich doch, wenn ich bezahlt werde?

Es wäre zwar wohl möglich, daß ich lernen könnte, es wie die Andern zu machen, — aber Gott behüte mich davor!

Ja, wenn man den warmen Körper unter die kalten wirft, ſo kühlen ſie ihn ab, — und darum iſt es wohl recht gut, wenn man fern von den Menſchen bleibt.

Das wäre auch recht eigentlich mein Wunſch, — aber wie ich das ausführen werde, weiß ich noch nicht, und nie iſt mir die Zukunft dunkler geweſen als jetzt, obgleich ich nie heitrer hineingeſehen habe als jetzt.

Das Amt, das ich annehmen ſoll, liegt ganz außer dem Kreiſe meiner Neigung. Es iſt praktiſch ſo gut, wie die andern Finanzämter. Als der Miniſter mit mir von dem Effect einer Maſchine ſprach, ſo verſtand ich ganz natürlich darunter den mathematiſchen. Aber wie erſtaunte ich, als ſich der Miniſter deutlicher erklärte, er verſtehe unter dem Effect der Maſchine nichts anders, als das Geld, das ſie einbringt.

Uebrigens iſt, ſo viel ich einſehe, das ganze preußiſche Commerzſyſtem ſehr militairiſch, — und ich zweifle, daß es an mir einen eifrigen Unterſtützer finden werde. Die Induſtrie iſt eine Dame, und man hätte ſie fein und höflich, aber herzlich einladen ſollen, das arme Land mit ihrem Eintritt zu beglücken. Aber da will man ſie mit den Haaren herbeiziehen; iſt es ein Wunder, wenn ſie ſchmollt? Künſte laſſen ſich nicht, wie die militairiſchen Handgriffe, erzwingen. Aber da glaubt man, man habe alles gethan, wenn man Meſſen zerſtört, Fabriken baut, Werkſtühle zu Haufen anlegt. — Wem man eine Harmonika ſchenkt, iſt der darum ſchon ein Künſtler? Wenn er nur die Muſik erſt verſtände, ſo würde er ſich ſchon ſelbſt ein Inſtrument bauen. Denn Künſte und Wiſſenſchaften, wenn ſie ſich ſelbſt nicht helfen, ſo hilft ihnen kein König auf. Wenn man ſie in ihrem Gange nur nicht ſtört, das iſt Alles, was ſie von den Königen begehren. — Doch ich kehre zur Hauptſache zurück.

Ich werde daher wahrſcheinlich dieſe Laufbahn nicht verfolgen. Doch möchte ich ſie gern mit Ehren verlaſſen und wohne daher während dieſes Winters den Seſſionen der techniſchen Deputation bei. Man wollte mir dies zwar anfänglich nicht geſtatten, ohne angeſtellt zu ſein, und der Miniſter drohte mir ſogar ſchriftlich, daß wenn ich mich jetzt nicht gleich anſtellen ließe, ſich in der Folge für mich wenig Ausſichten zeigen würden. Ich antwortete aber, daß ich mich nicht entſchließen könnte, mich in ein Fach zu werfen, ohne es genau zu kennen, und

beſtand darauf, dieſen Winter den Seſſionen bloß beizuwohnen, ohne darin zu arbeiten. Das ward mir denn endlich, unter der Bedingung, das Gelübde der Verſchwiegenheit abzulegen, geſtattet. Im nächſten Frühjahr werde ich mich beſtimmt erklären.

Bei mir iſt es indeſſen doch ſchon ſo gut, wie gewiß, beſtimmt, daß ich dieſe Laufbahn nicht verfolge. Wenn ich aber dieſes Amt ausſchlage, ſo giebt es für mich kein beſſeres, wenigſtens kein praktiſches. Die Reiſe war das einzige, das mich reizen konnte, ſo lange ich davon noch nicht genau unterrichtet war. Aber es kommt dabei hauptſächlich auf Liſt und Verſchmitztheit an, und darauf verſtehe ich mich ſchlecht. Die Inhaber ausländiſcher Fabriken führen keinen Kenner in das Innere ihrer Werkſtatt. Das einzige Mittel alſo, doch hinein zu kommen, iſt Schmeichelei, Heuchelei, kurz Betrug. — Ja, man hat mich in dieſer Kunſt zu betrügen ſchon unterrichtet; — nein, mein liebes Ulrikchen, das iſt nichts für mich.

Was ich aber für einen Lebensweg einſchlagen werde —? Noch weiß ich es nicht. Nach einem andern Amte möchte ich mich dann ſchwerlich umſehen. Unaufhörliches Fortſchreiten in meiner Bildung, Unabhängigkeit und häusliche Freuden, das iſt es, was ich unerläßlich zu meinem Glücke bedarf. Das würde mir kein Amt geben, und daher will ich es mir auf irgend einem andern Wege erwerben, und ſollte ich mich auch mit Gewalt von allen Vorurtheilen losreißen müſſen, die mich binden.

Aber behalte dies alles für Dich. Niemand verſteht es, das haben mir tauſend Erfahrungen beſtätigt.

„Wenn Du Dein Wiſſen nicht nutzen willſt, warum ſtrebſt Du denn ſo nach Wahrheit?“ So fragen mich viele Menſchen, aber was ſoll man ihnen darauf antworten? Die einzige Antwort, die es giebt, iſt dieſe: weil es Wahrheit iſt! — Aber wer verſteht das?

Darum will ich jetzt ſo viel als möglich alle Vertrauten und Rathgeber vermeiden. Kann ich meine Wünſche nicht ganz erfüllen, ſo bleibt mir immer noch ein akademiſches Lehramt übrig, das ich vor allen Aemtern am liebſten nehmen würde.

Alſo ſei auch Du ſo ruhig, mein liebes Ulrikchen, als ich es bin, und denke mit mir, daß wenn ich hier keinen Platz finden kann, ich vielleicht auf einem andern Stern einen um ſo beſſern finden werde.

Adieu. Lebe wohl und ſei vergnügt auf dem Lande.

Dein treuer Bruder Heinrich.

10.

Berlin, den 5. Februar 1801.

Mein liebes, theures Ulrikchen, ich hatte, als ich Schönfeldt im Schauſpielhauſe ſah, in dem erſten Augenblicke eine unbeſchreiblich frohe Hoffnung, daß auch Du in der Nähe ſein würdeſt, — und noch jetzt weiß ich

nicht, warum Du dieſe gute Gelegenheit, nach Berlin zu kommen, ſo ungenutzt gelaſſen haſt. Recht herzlich würde ich mich darüber gefreut haben, und ob ich gleich weiß, daß Du daran nicht zweifelſt, ſo ſchreibe ich es doch auf, weil ich mich noch weit mehr darüber gefreut haben würde, als Du glaubſt. Denn hier in der ganzen volkreichen Königsſtadt iſt auch nicht ein Menſch, der mir etwas Aehnliches von dem ſein könnte, was Du mir biſt. Nie denke ich anders an Dich, als mit Stolz und Freude, denn Du biſt die Einzige, oder überhaupt der einzige Menſch, von dem ich ſagen kann, daß er mich ganz ohne ein eignes Intereſſe, ganz ohne eigene Abſichten, kurz, daß er nur mich ſelbſt liebt. Recht ſchmerzhaft iſt es mir, daß ich nicht ein Gleiches von mir ſagen kann, obgleich Du es gewiß weit mehr verdienſt, als ich; denn Du haſt zu viel für mich gethan, als daß meine Freundſchaft, in welche ſich ſchon die Dankbarkeit miſcht, ganz rein ſein könnte. Jetzt wieder bieteſt Du mir durch Schönfeldt Deine Hülfe an, und mein unſeliges Verhältniß will, daß ich nie geben kann und immer annehmen muß. Kann Wackerbarth mir 200 Rthlr. geben, ſo denke ich damit und mit meiner Zulage den äußerſt theuren Aufenthalt in Berlin (der mir eigentlich durch die vielen Beſuche aus Potsdam theuer wird) beſtreiten zu können. Beſorge dies, und fürchte nicht, daß ich, wenn ich dankbarer ſein muß, Dich weniger aus dem Innerſten meiner Seele lieben und ehren werde.

Ich habe lange mit mir ſelbſt gekämpft, ob ich

Schönfeldt's Vorſchlag, ihm nach Werben zu folgen, annehmen ſollte, oder nicht. Allein ich mußte mich für das letztere beſtimmen, aus Gründen, die ich Dir kürzlich wohl angeben kann. Ich wünſche nämlich von ganzem Herzen, dieſen für mich traurigen Ort ſo bald als möglich wieder zu verlaſſen. Sobald ich nach meinem Plane das Studium einiger Wiſſenſchaften hier vollendet habe, ſo kehre ich ihm den Rücken. Daher wollte ich dieſen erſehnten Zeitpunct nicht gern durch eine Reiſe weiter hinausſchieben, als er ſchon liegt, und daher verſagte ich mir das Vergnügen, Dich zu ſehen. — Ach, wie gern hätte ich Dich geſehen in dem ſtillen Werben, wie vieles hätte ich Dir mittheilen, wie Manches von Dir lernen können! — Ach, Du weißt nicht, wie es in meinem Innerſten ausſieht. Aber es intereſſirt Dich doch? — O gewiß! Und gern möchte ich Dir Alles mittheilen, wenn es möglich wäre. Aber es iſt nicht möglich, und wenn es auch kein weiteres Hinderniß gäbe, als dieſes, daß es uns an einem Mittel zur Mittheilung fehlt. Selbſt das einzige, das wir beſitzen, die Sprache taugt nicht dazu, ſie kann die Seele nicht malen, und was ſie uns giebt, ſind nur zerriſſene Bruchſtücke. Daher habe ich jedesmal eine Empfindung, wie ein Grauen, wenn ich Jemandem mein Innerſtes aufdecken ſoll; nicht eben weil es ſich vor der Blöße ſcheut, aber weil ich ihm nicht Alles zeigen kann, nicht kann, und daher fürchten muß, aus den Bruchſtücken falſch verſtanden zu werden. Indeſſen auf dieſe Gefahr will ich es bei Dir wagen und Dir,

ſo gut ich kann, in zerriſſenen Gedanken mittheilen, was Intereſſe für Dich haben könnte.

Noch immer habe ich mich nicht für ein Amt entſcheiden können, und Du kennſt die Gründe. Es giebt Gründe für das Gegentheil, und auch dieſe brauche ich Dir nicht zu ſagen. Gern will ich immer thun, was recht iſt, aber was ſoll man thun, wenn man dies nicht weiß? Dieſer innere Zuſtand der Ungewißheit war mir unerträglich, und ich griff, um mich zu entſcheiden, zu jenem Mittel, durch welches jener Römer in dem Zelte Porſenna's[12]), dieſen König, als er über die Friedensbedingungen zauderte, zur Entſcheidung zwang. Er zog nämlich mit Kreide einen Kreis um ſich und den König und erklärte, keiner von ihnen würde den Kreis überſchreiten, ehe der Krieg oder der Friede entſchieden wäre. Faſt ebenſo machte ich es auch. Ich beſchloß, nicht aus dem Zimmer zu gehen, bis ich über einen Lebensplan entſchieden wäre; aber acht Tage vergiengen, und ich mußte doch am Ende das Zimmer unentſchloſſen wieder verlaſſen. — Ach, Du weißt nicht, Ulrike, wie mein Innerſtes oft erſchüttert iſt. — — Du verſtehſt dies doch nicht falſch? — Ach, es giebt kein Mittel, ſich Andern ganz verſtändlich zu machen, und der Menſch hat von Natur keinen andern Vertrauten, als ſich ſelbſt.

Indeſſen ſehe ich doch immer von Tage zu Tage mehr ein, daß ich ganz unfähig bin, ein Amt zu führen.

[12]) Verwechſelung mit dem König Antiochus IV., Epiphanes von Syrien.

Ich habe mich durchaus daran gewöhnt, eignen Zwecken zu folgen, und dagegen von der Befolgung fremder Zwecke ganz und gar entwöhnt. Letzthin hatte ich eine äußerst widerliche Empfindung. Ich war nämlich in einer Seſſion, denen ich immer noch beiwohne, weil ich nicht recht weiß, wie ich mich davon losmachen ſoll, ohne zu beleidigen. Da wird unter andern Berichten auch immer eine kurze Nachricht ertheilt von dem Inhalt gewiſſer Journale über Chemie, Mechanik ꝛc. Eines der Mitglieder ſchlug einen großen Folianten auf, der der fünfte Theil eines neu herausgekommenen franzöſiſchen Werkes über Mechanik war. Er ſagte in allgemeinen Ausdrücken, er habe das Buch freilich nur flüchtig durchblättern können, allein es ſcheine ihm, als ob es wohl allerdings manches enthalten könnte, was die Deputation und ihren Zweck intereſſirt. Darauf fragte ihn der Präſident, ob er glaubte, daß es nützlich wäre, wenn es von einem Mitgliede ganz durchſtudirt würde, und als er dies bejahend beantwortete, ſo wandte ſich der Präſident ſchnell zu mir und ſagte: nun Herr v. K., das iſt etwas für Sie, nehmen Sie dies Buch zu ſich, leſen Sie es durch und ſtatten Sie der Deputation darüber Bericht ab. — Was in dieſem Augenblicke Alles in meiner Seele vorgieng, kann ich Dir wieder nicht beſchreiben. Ein ſolches Buch koſtet wenigſtens ein Jahr Studium, iſt neu, folglich ſein Werth noch gar nicht entſchieden, würde meinen ganzen Studienplan ſtören ꝛc. ꝛc. Ich hatte aber zum erſtenmal in zwei Jahren wieder einen Obern vor mir

und wußte in der Verlegenheit nichts zu thun, als mit dem Kopfe zu nicken. Das ärgerte mich aber nachher doppelt, ich erinnerte mich mit Freuden, daß ich noch frei war, und beſchloß, das Buch ungeleſen zu laſſen, es folge daraus, was da wolle. — Ich muß fürchten, daß auch dieſes mißverſtanden wird, weil ich wieder nicht Alles ſagen konnte.

In Geſellſchaften komme ich ſelten. Die jüdiſchen würden mir die liebſten ſein, wenn ſie nicht ſo pretiös mit ihrer Bildung thäten. An dem Juden Cohen habe ich eine intereſſante Bekanntſchaft gemacht, nicht ſowohl ſeinetwillen, als wegen ſeines prächtigen Cabinets von phyſikaliſchen Inſtrumenten, das er mir zu benutzen erlaubt hat. Zuweilen bin ich bei Clauſius, wo die Gäſte meiſtens intereſſanter ſind, als die Wirthe. Einmal habe ich getanzt und war vergnügt, weil ich zerſtreut war. Huth[13]) iſt hier und hat mich in die gelehrte Welt eingeführt, worin ich mich aber ſo wenig wohl befinde, als in der ungelehrten. Dieſe Menſchen ſitzen ſämmtlich wie die Raupe auf einem Blatte, jeder glaubt, ſeines ſei das beſte, und um den Baum kümmern ſie ſich nicht.

Ach, liebe Ulrike, ich paſſe mich nicht unter die Menſchen, es iſt eine traurige Wahrheit, aber eine Wahrheit; und wenn ich den Grund ohne Umſchweif angeben ſoll, ſo iſt es dieſer: ſie gefallen mir nicht. Ich weiß wohl, daß es bei dem Menſchen, wie bei dem Spiegel, eigentlich auf die eigne Beſchaffenheit beider ankommt,

[13]) Vergl. die Bemerkung am Schluß des 7. Briefes.

wie die äußern Gegenstände darauf einwirken ſollen; und mancher würde aufhören, über die Verderbtheit der Sitten zu ſchelten, wenn ihm der Gedanke einfiele, ob nicht vielleicht bloß der Spiegel, in welchen das Licht der Welt fällt, ſchief und ſchmutzig iſt. Indeſſen wenn ich mich in Geſellſchaften nicht wohl befinde, ſo geſchieht dies weniger, weil Andere, als vielmehr weil ich mich ſelbſt nicht zeige, wie ich es wünſche. Die Nothwendigkeit, eine Rolle zu ſpielen, und ein innerer Widerwillen dagegen machen mir jede Geſellſchaft läſtig, und froh kann ich nur in meiner eignen Geſellſchaft ſein, weil ich da ganz wahr ſein darf. Das darf man unter Menſchen nicht ſein, und keiner iſt es. — Ach, es giebt eine traurige Klarheit, mit welcher die Natur viele Menſchen, die an dem Dinge nur die Oberfläche ſehen, zu ihrem Glücke verſchont hat. Sie nennt mir zu jeder Miene den Gedanken, zu jedem Worte den Sinn, zu jeder Handlung den Grund, — ſie zeigt mir Alles, was mich umgiebt und mich ſelbſt in ſeiner ganzen armſeligen Blöße, und dem Herzen ekelt zuletzt vor dieſer Nacktheit. — — Dazu kommt bei mir eine unerklärliche Verlegenheit, die unüberwindlich iſt, weil ſie wahrſcheinlich eine ganz phyſiſche Urſache hat. Mit der größten Mühe nur kann ich ſie ſo verſtecken, daß ſie nicht auffällt; — o wie ſchmerzhaft iſt es, in dem Aeußern ganz ſtark und frei zu ſein, indeſſen man im Innern ganz ſchwach iſt, wie ein Kind, ganz gelähmt, als wären uns alle Glieder gebunden, wenn man ſich

nie zeigen kann, wie man wohl möchte, nie frei handeln kann und ſelbſt das Große verſäumen muß, weil man voraus empfindet, daß man nicht Stand halten wird, indem man von jedem äußern Eindrucke abhängt, und das albernſte Mädchen oder der elendſte Schuft von élégant uns durch die matteſte persiflage vernichten kann. — Das Alles verſtehſt Du vielleicht nicht, liebe Ulrike, es iſt wieder kein Gegenſtand für die Mittheilung, und der Andere müßte das Alles aus ſich ſelbſt kennen, um es zu verſtehen.

Selbſt die Säule, an welcher ich mich ſonſt in dem Strudel des Lebens hielt, wankt. — — Ich meine, die Liebe zu den Wiſſenſchaften. — Aber wie werde ich mich hier wieder verſtändlich machen? — Liebe Ulrike, es iſt ein bekannter Gemeinplatz, daß das Leben ein ſchweres Spiel ſei; und warum iſt es ſchwer? Weil man beſtändig und immer von Neuem eine Karte ziehen ſoll und doch nicht weiß, was Trumpf iſt; ich meine darum, weil man beſtändig und immer von Neuem handeln ſoll und doch nicht weiß, was recht iſt. Wiſſen kann unmöglich das Höchſte ſein, — Handeln iſt beſſer als Wiſſen. Aber „ein Talent bildet ſich im Stillen, doch ein Charakter nur in dem Strome der Welt.“ Zwei ganz verſchiedene Ziele ſind es, zu denen zwei ganz verſchiedene Wege führen. Kann man ſie beide nicht vereinigen, welches ſoll man wählen? Das höchſte, oder das, wozu uns unſere Natur treibt? — Aber auch ſelbſt dann, wenn bloß Wahrheit mein Ziel wäre, — ach,

es ist so traurig, weiter nichts, als gelehrt zu sein! Alle Männer, die mich kennen, rathen mir, mir irgend einen Gegenstand aus dem Reiche des Wissens auszuwählen und diesen zu bearbeiten. — Ja freilich, das ist der Weg zum Ruhme, aber ist dieser mein Ziel? Mir ist es unmöglich, mich wie ein Maulwurf in ein Loch zu graben und alles Andere zu vergessen. Mir ist keine Wissenschaft lieber als die andere, und wenn ich eine vorziehe, so ist es nur wie einem Vater immer derjenige von seinen Söhnen der liebste ist, den er eben bei sich sieht. — Aber soll ich immer von einer Wissenschaft zur andern gehen, und immer nur auf ihrer Oberfläche schwimmen und bei keiner in die Tiefe gehen? Das ist die Säule, welche schwankt.

Ich habe freilich einen Vorrath von Gedanken zur Antwort auf alle diese Zweifel. Indessen reif ist noch keiner. — Goethe[14]) sagt, wo eine Entscheidung soll geschehen, da muß vieles zusammentreffen. — Aber ist es nicht eine Unart, nie den Augenblick der Gegenwart ergreifen zu können, sondern immer in der Zukunft zu leben? — Und doch, wer wendet sein Herz nicht gern der Zukunft zu, wie die Blume ihre Kelche der Sonne? — Lerne Du nur fleißig aus dem Gaspari, und vergiß nicht die Laute. Wer weiß, ob wir es nicht früh oder spät brauchen. Gute Nacht, es ist spät. Grüße Deine liebe Wirthin und alle Bekannte. H. K.

[14]) Nicht Goethe, sondern Schiller; vgl. die Piccolomini, 2. Aufz., 6. Auftr.

11.

Berlin, den 22. März 1801.

Mein liebes Ulrikchen, ich kann Dir jetzt nicht so weitläufig schreiben, warum ich mich entschlossen habe, Berlin sobald als möglich zu verlassen und ins Ausland zu reisen. Es scheint, als ob ich eines von den Opfern der Thorheit werden würde, deren die kantische Philosophie so viele auf dem Gewissen hat. Mich ekelt vor dieser Gesellschaft, und doch kann ich mich nicht losringen aus ihren Banden. Der Gedanke, daß wir hienieden von der Wahrheit nichts, gar nichts wissen, daß das, was wir hier Wahrheit nennen, nach dem Tode ganz anders heißt, und daß folglich das Bestreben, sich ein Eigenthum zu erwerben, das uns auch in das Grab folgt, ganz vergeblich und fruchtlos ist, dieser Gedanke hat mich in dem Heiligthum meiner Seele erschüttert.— Mein einziges und höchstes Ziel ist gesunken, ich habe keines mehr. Seitdem ekelt mich vor den Büchern, ich lege die Hände in den Schooß und suche ein neues Ziel, dem mein Geist, froh beschäftigt, von Neuem entgegenschreiten könnte. Aber ich finde es nicht, und eine innerliche Unruhe treibt mich umher, ich laufe auf Caffeehäuser und Tabagien, in Concerte und Schauspiele, ich begehe, um mich zu zerstreuen und zu betäuben, Thorheiten, die ich mich schäme aufzuschreiben, und doch ist der einzige Gedanke, den in diesem äußern Tumult meine Seele un-

aufhörlich mit glühender Angſt bearbeitet, dieſer: dein einziges und höchſtes Ziel iſt geſunken. — — Ich habe mich zwingen wollen zur Arbeit, aber mich ekelt vor Allem, was Wiſſenſchaft heißt. Ich kann nicht einen Schritt thun, ohne mir deutlich bewußt zu ſein, wohin ich will. — Mein Wille iſt zu reiſen. Verloren iſt die Zeit nicht, denn arbeiten könnte ich doch nicht, ich wüßte nicht, zu welchem Zwecke? Ich will mir einen Zweck ſuchen, wenn es einen giebt. Wenn ich zu Hauſe bliebe, ſo müßte ich die Hände in den Schooß legen und denken; ſo will ich lieber ſpazieren gehen und denken. Ich kehre um, ſobald ich weiß, was ich thun ſoll. Iſt es eine Verirrung, ſo läßt ſie ſich vergüten und ſchützt mich vielleicht vor einer andern, die unwiderruflich wäre. Ich habe Dir verſprochen, das Vaterland nicht zu verlaſſen, ohne Dich davon zu benachrichtigen, und ich erfülle mein Wort. Willſt Du mitreiſen, ſo ſteht es in Deiner Willkür. Einen frohen Geſellſchafter wirſt Du nicht finden, auch würden die Koſten nicht gering ſein, denn mein Zuſchuß kann nicht mehr ſein, als ein Thaler für jeden Tag. Willſt Du aber dennoch, ſo mache ich Dir gleich einige Vorſchläge. Das Wohlfeilſte würde ſein, mit eigner Equipage zu reiſen. Den Wagen könnteſt Du hier kaufen, eben ſo ein Paar alte ausrangirte polniſche Huſarenpferde, welche zu dieſem Zwecke am beſten tauglich ſein möchten. Unſer hieſiger Bedienter, ein brauchbarer, guter Menſch, geht gern mit. Doch auf dieſen Fall wäre zu viel zu verabreden, als daß es ſich

ſchriftlich leicht thun ließe. Das Beſte wäre daher, Du führeſt bis Eggersdorf und ſchriebſt mir, wann ich Dich dort abholen ſollte. Kommt Dir dies alles aber zu raſch, ſo bleibe ruhig, unſere Reiſe aufs künftige Jahr bleibt Dir doch unverloren. In dieſem Falle hilf mir doch (wenn Du nicht kannſt, durch Minetten[15]) mit 300 Rthlr. Aber ſo bald als möglich, denn die Unthätigkeit macht mich unglücklich. Ich möchte gern mit dem 1. April abreiſen, das heißt alſo ſchon in acht Tagen. Mein Wille iſt, durch Frankreich (Paris), die Schweiz und Deutſchland zu reiſen. Ich kehre vielleicht in Kurzem zurück, vielleicht auch nicht, doch gewiß noch vor Weihnachten. Heinrich.

N. S. Dieſer Brief iſt verſpätet worden, und wenn ich nun auch nicht den erſten April reiſen kann, ſo möchte ich doch gern in den erſten Tagen dieſes Monats reiſen.

Sage der Tante Maſſow, ſie möchte mir ſo bald als möglich meine Zulage ſchicken. Auch außer dieſer Zulage von 75 Rthlr. erhält ſie noch 140 Rthlr. vom Vormund (worüber ſie quittiren muß), die ich auch zugleich zu erhalten wünſchte.

---

[15]) Eine andere Schweſter Kleiſt's.

12.

Berlin, den 1. April 1801.

Mein liebes Ulrikchen. Du kannſt bei der G., verlorne Straße Nr. 22, abſteigen.

Ich ſchreibe Dir hier folgende Berechnung auf, welche Du während Deiner Herreiſe prüfen kannſt.

1. Die Pferde ſind, da das Frühjahr und der Marſch (denn es rücken von hier einige Regimenter ins Feld) zuſammenkommen, ſehr theuer, und wir können rechnen, daß zwei Pferde jetzt wenigſtens 10 Fr.d'or mehr koſten, als ſie unter günſtigeren Umſtänden gekoſtet haben würden. Sie ſind bei unſerer Rückkehr, wo der Winter (und vielleicht auch der Friede) eintritt, ſehr wohlfeil, überdies auch nach der Wahrſcheinlichkeit ſchlechter geworden, alſo kann man rechnen, daß wir wenigſtens bei ihrem Verkauf 20 Fr.d'or daran verlieren.

2. Sie koſten uns monatlich (mit dem Kutſcher) wenigſtens 6 Fr.d'or, macht für 6 Monate 36 Fr.d'or.

3. Man kann Unfälle nach der Wahrſcheinlichkeit in Anſchlag bringen und etwa annehmen, daß von zehn Reiſen durch Krankwerden und Fallen der Pferde eine verunglückt. Man müßte alſo für jede Reiſe den zehnten Theil des Pferdepreiſes in Anſchlag bringen, macht, die Pferde zu 50 Fr.d'or gerechnet, 5 Fr.d'or.

Alſo	20	Fr.d'or.
	36	=
	5	=
Summa	61	Fr.d'or.

4. Dagegen kann man rechnen, daß man zwar, durch die Chikane der Postbedienten, der Wagen mag noch so leicht sein, nach der Regel drei Extra-Postpferde zu nehmen gezwungen ist; es muß aber durch Geschicklichkeit oft gelingen (besonders in Frankreich, wo man, wie ich häufig höre, sehr wohlfeil reisen soll), mit zwei Pferden wegzukommen; auch kann man gelegentlich mit Bauernpferden reisen. Gesetzt nun, man müßte die Hälfte der ganzen Reise nach Paris, das heißt 60 Meilen, drei Pferde bezahlen, macht (im preuß. Staate à 12 Ggr., in Frankreich aber weit wohlfeiler à 8 Ggr., also das Mittel à 10 Ggr.) $60 \times 30 = 1800$ Ggr., zweimal genommen (nämlich hin und zurück) 3600 Ggr. = 150 Rthlr. Gesetzt ferner, man könnte um ein Viertel der ganzen Reise, also 30 Meilen, mit zwei Pferden wegkommen, macht $30 \times 20 \times 2 = 1200$ Ggr. = 50 Rthlr. Gesetzt endlich, man könnte nur das letzte Viertel der Reise mit Bauernpferden à 6 Ggr. fahren, macht $30 \times 12 \times 2 =$ 720 Ggr. = 30 Rthlr.

Also 150 Rthlr.
50 "
30 "
230 Rthlr.

Gesetzt, da Alles wohlfeil gerechnet, auch das Biergeld für Postillone vergessen ist, die ganze Reise kostete 70 Rthlr. mehr, als dieser Anschlag, so würde doch der Betrag nicht größer sein, als 300 Rthlr.

Dazu kommt, daß wir ſchneller nach Paris kommen, wo wir uns wohlfeil einmiethen können, alſo in den Wirthshäuſern nicht ſo viel ausgeben. Endlich iſt auch das Betrügen des Kutſchers in einem fremden Lande und der Aerger, dem man auf dieſe Art ausweicht, in Anſchlag zu bringen.

Willſt Du doch nicht ohne Bedienung reiſen (indem wir, wenn wir auf der Hinreiſe den Brocken beſteigen, oder die herrliche Waſſerfahrt von Mainz nach Coblenz machen, doch Jemanden bei dem Wagen und den Sachen zurücklaſſen, auch in Paris Einen haben müſſen, der uns die Stube und Kleider reinigt, Eſſen holt ꝛc. ꝛc.), ſo will ich die Hälfte hinzuthun, macht etwa 6 Fr.d'or für jeden, wobei wir, bei der Erſparung der Biergelder, nicht viel mehr verlieren, als etwa die Hälfte.

Zu einem dritten Geſellſchafter bin ich weder ſehr geneigt, noch iſt er leicht zu finden. Brokes und Rühle[16]) wären die einzigen; beide ſind durch Aemter gefeſſelt.

Adieu. Ich erwarte Dich Sonnabend. Bringe mir mein Hutfutteral mit. Heinrich.

---

[16]) Der nachherige General in preuß. Dienſten.

13.

Baſel, den 16. December 1801.

Mein liebes, theures Ulrikchen, möchteſt Du doch das Ziel Deiner Reiſe ſo glücklich erreicht haben, wie ich das Ziel der meinigen. Ich kann nicht ohne Beſorgniß an Deine einſame Fahrt denken. Niemals habe ich meine Trennung von Dir gebilligt, aber niemals weniger als jetzt. Aber Gott weiß, daß oft dem Menſchen nichts anders übrig bleibt, als unrecht zu thun. — Vielleicht biſt Du in dieſem Augenblick damit beſchäftigt, mir aus Frankfurt zu ſchreiben, daß Du mir Alles verzeihſt. Denn Deine unbezwungene Tugend iſt es, ich weiß es (ſo). — Ach, Ulrike, Alles, was ich nach dem Trennungstage von Dir denken würde, habe ich monatelang vorhergeſehen. Doch ich weiß, daß Du es nicht gerne hörſt.

Ich habe auf meiner Reiſe oft Gelegenheit gefunden, mich Deiner zu erinnern und wehmüthiger, als Du glaubſt. Denn immer ſah ich Dich, ſo wie Du Dich in den letzten Tagen, ja auf der ganzen Fahrt von Paris nach Frankfurt mir zeigteſt. Da warſt Du ſo ſanft. — Deine erſte Tagereiſe gieng wahrſcheinlich bis Hanau, die meinige bis Darmſtadt. Das war ein recht trauriger Tag, der gar kein Ende nehmen wollte. Am andern Morgen, als wir über die ſchöne Bergſtraße nach Heidelberg giengen, ward unſere Wanderung hei-

terer. Denn da war Alles ſo weit, ſo groß, ſo weit, und die Lüfte wehten da ſo warm, wie damals auf dem Kienaſt in Schleſien. — Vergiß nicht, Leopold zu ſagen, daß er Gleißenberg[17]) von mir grüßen ſoll. — In Heidelberg beſtieg ich wieder die ſchöne Ruine, die Du kennſt. Daran haben wir damals gar nicht gedacht, daß Clairant und Clara wirklich einander bei dem tiefen Brunnen, der hier in den Felſen gehauen iſt, zuerſt wiederſahen[18]), und daß doch etwas Wahres an dieſer Geſchichte iſt. — Bei Durlach ſaßen wir einmal beide auf dem Thurnberg und ſahen die Sonne jenſeits des Rheins über den Vogeſen untergehen. Entſinnſt Du Dich wohl noch unſers Geſprächs? Mir war das Alles wieder lebendig, als ich diesmal dicht an dem Fuße dieſes Berges vorbeigieng. — Ich bin diesmal auch in Carlsruhe geweſen, und es iſt Schade, daß Du dieſe Stadt, die wie ein Stern gebaut iſt, nicht geſehen haſt. Sie iſt klar und lichtvoll wie eine Regel, und wenn man hineintritt, ſo iſt es, als ob ein geordneter Verſtand uns anſpräche. — Bei Straßburg gieng ich mit meinem Reiſegefährten über den Rhein. Das iſt wohl ein guter Menſch, den man recht lieb haben kann. Seine Rede iſt etwas rauh, doch ſeine That iſt ſanft. — Wir rechneten ohngefähr, daß Du an dieſem Tage in

---

[17]) Vergl. Note 7.

[18]) Anſpielung auf eine Situation in einem Romane A. Lafontaine's.

Leipzig ſein könnteſt. Haſt Du Hindenburg[19]) wieder geſprochen? Auch die jüngſte Schlieben[20])? Ich habe in Straßburg Niemanden beſucht, vorzüglich darum, weil die Zeit zu kurz war. Denn der ſchlechte Weg und die kurzen Wintertage hatten uns außerordentlich verſpätet. Das Wetter für dieſe Reiſe war aber ſo ziemlich erträglich, faſt eben ſo erträglich wie auf der Lebensreiſe, ein Wechſel von trüben Tagen und heitern Stunden. Manche Augenblicke waren herrlich und hätten im Frühlinge nicht ſchöner ſein können. — Von hier aus giengen wir durch das franzöſiſche Elſaß nach Baſel. Es war eine finſtere Nacht, als ich in das neue Vaterland trat. Ein ſtiller Landregen fiel überall nieder. Ich ſuchte Sterne in den Wolken und dachte mancherlei. Denn Nahes und Fernes, Alles war ſo dunkel. Mir war's, wie ein Eintritt in ein anderes Leben. — Ich bin ſchon ſeit einigen Tagen hier und hätte Dir freilich ein wenig früher ſchreiben können. Aber als ich mich am Morgen nach meiner Ankunft niederſetzte, war es mir ganz unmöglich. — Dieſe Stadt iſt ſehr ſtill, man könnte faſt ſagen öde. Der Schnee liegt überall auf den Bergen, und die Natur ſieht hier aus wie eine achtzigjährige Frau. Doch ſieht man ihr an, daß ſie in ihrer Jugend wohl ſchön geweſen ſein mag. — Zuweilen ſtehe ich auf der Rheinbrücke, und es iſt erfreulich, zu ſehen, wie dieſer Strom ſchon an ſeinem Beginnen ſo mächtig an-

[19]) Profeſſor in Leipzig.

[20]) Vergl. Ed. v. Bülow a. a. O. S. 38. f., 178.

fängt. Aber man ſagt, er verliert ſich im Sande. — Heinrich Zſchokke iſt nicht mehr hier. Er hat ſeinen Abſchied genommen und iſt jetzt in Bern. Er hat einen guten Ruf und viele Liebe zurückgelaſſen. Man ſagt, er ſei mit der jetzigen Regierung nicht recht zufrieden. Ach, Ulrike, ein unglückſeliger Geiſt geht durch die Schweiz. Es feinden ſich die Bürger unter einander an. O Gott, wenn ich doch nicht fände, auch hier nicht fände, was ich ſuche, und doch nothwendiger bedarf, als das Leben! — Ich wollte, Du wäreſt bei mir geblieben. — Sind wir nicht wie Körper und Seele, die auch oft im Widerſpruch ſtehen und doch ungern ſcheiden? — Lebe wohl, ſchreibe mir bald nach Bern. Wenn mein liebes, beſtes Tantchen ein freundliches Wort in Deinem Briefe ſchreiben wollte, wenn auch Minette, Guſtel, Leopold, Julchen[21]) das thun wollten, ſo würde mich das unbeſchreiblich freuen.

Heinrich Kleiſt.

14.

Bern, den 12. Januar 1802.
(Adreſſire die Briefe nach Bern).

Mein liebes Ulrikchen, der Tag, an welchem ich Deinen Brief empfieng, wird einer der traurigſten meines Lebens bleiben. Die vergangene Nacht iſt die

[21]) Kleiſt's jüngſte Schweſter.

dritte, die ich ſchlaflos zugebracht habe, weil mir immer das entſetzliche Bild vorſchwebt. — So unglücklich mußte dieſe Reiſe enden[22]), die Dir niemals viele Freude gemacht hat? — Ich war in der erſten Ueberraſchung ganz außer mir. Mir war's, als geſchähe das Unglück, indem ich es las, und es dauerte lange, ehe mir zum Troſte einfiel, daß es ja ſchon ſeit drei Wochen vorbei war. — Wie werden mich die Verwandten von allen Seiten mit Vorwürfen überſchüttet haben! Werden ſie es mir verzeihen können, daß ich Dich ſo einſam reiſen ließ? Und doch, hätte meine Gegenwart Dir zu etwas Anderm dienen können, als bloß den Unfall mit Dir zu theilen?

Die andere Hälfte Deines Briefes, welche mich betrifft, iſt auch nicht ſehr erfreulich. — Mein liebes Ulrikchen, zurückkehren zu Euch iſt, ſo unausſprechlich ich Euch auch liebe, doch unmöglich, unmöglich. Ich will lieber das Aeußerſte ertragen. — Laß mich! Erinnere mich nicht mehr daran. Wenn ich auch zurückkehrte, ſo würde ich doch gewiß, gewiß ein Amt nicht nehmen. Das iſt nun einmal abgethan. Dir ſelbſt wird es einleuchten, daß ich für die üblichen Verhältniſſe gar nicht mehr paſſe. Sie beſchränken mich nicht mehr, ſo wenig wie das Ufer einen anſchwellenden Strom.

---

[22]) Der Wagen der Schweſter war kurz vor dem Ziel ihrer Rückreiſe von Paris im Waſſer umgeworfen; es gieng aber ohne weiteres Unglück ab, als daß ſie und ihre Sachen, darunter viele Bücher und Landcharten, völlig durchnäßt wurden.

Laß das alſo für immer gut ſein. — Und dann, ich will ja, wohlverſtanden, Deinen Willen thun, will ja hineintreten in das bürgerliche Leben, will ein Amt nehmen, eines, das für beſcheidene Bedürfniſſe gewiß hinreicht, und das noch dazu vor allen andern den Vorzug hat, daß es mir gefällt. — Ja, wenn auch wirklich mein Vermögen ſo tief herabgeſchmolzen iſt, wie Du ſchreibſt, ſo kann ich doch immer noch meinen ſtillen, anſpruchloſen Wunſch, ein Feld mit eigenen Händen zu bebauen, ausführen. Ja, zuletzt bleibt mir, bei meinem äußern und innern Zuſtand, kaum etwas anders übrig, und es iſt mir lieb, daß Nothwendigkeit und Neigung hier einmal ſo freundlich zuſammenfallen. Denn immer von meiner Kindheit an iſt mein Geiſt auf dieſem Lebenswege vorangegangen. Ich bin ſo ſichtbar dazu geboren, ein ſtilles, dunkles, unſcheinbares Leben zu führen, daß mich ſchon die zehn oder zwölf Augen, die auf mich ſehen, ängſtigen. Darum eben ſträube ich mich ſo gegen die Rückkehr, denn unmöglich wäre es mir, hinzutreten vor jene Menſchen, die mit Hoffnungen auf mich ſahen, unmöglich, ihnen zu antworten, wenn ſie mich fragen: wie haſt Du ſie erfüllt? Ich bin nicht, was die Menſchen von mir halten, mich drücken ihre Erwartungen. — Ach, es iſt unverantwortlich, den Ehrgeiz in uns zu erwecken, einer Furie zum Raube ſind wir hingegeben. — Aber, nur in der Welt wenig zu ſein, iſt ſchmerzhaft, außer ihr nicht. Ach, das iſt ein häßlicher Gegenſtand. Von etwas Anderem. — Ja, was

ich ſagen wollte, ich bin nun einmal ſo verliebt in den Gedanken, ein Feld zu bauen, daß es wohl wird geſchehen müſſen. Betrachte mein Herz, wie einen Kranken, dieſen Wunſch wie eine kleine Lüſternheit, die man, wenn ſie unſchädlich iſt, immerhin gewähren kann. — Und im Ernſte, wenn ich mein letztes Jahr überdenke, wenn ich erwäge, wie ich ſo ſeltſam erbittert geweſen bin gegen mich und Alles, was mich umgab, ſo glaube ich faſt, daß ich wirklich krank bin. Dich, zum Beiſpiel, mein liebes, beſtes Ulrikchen, wie konnte ich Dich, oft in demſelben Augenblicke, ſo innig lieben und doch ſo empfindlich beleidigen? O verzeih mir! Ich habe es mit mir ſelbſt nicht beſſer gemacht. — Du rietheſt mir einmal in Paris, ich möchte, um heiterer zu werden, doch kein Bier mehr trinken, und ſehr empfindlich war mir dieſe materialiſtiſche Erklärung meiner Trauer; — jetzt kann ich darüber lachen, und ich glaube, daß ich auf dem Wege zur Geneſung bin. Ach, Ulrike, es muß irgendwo einen Balſam für mich geben, denn der bloße Glaube an ſein Daſein ſtärkt mich ſchon. — Ich will Dir wohl ſagen, wie ich mir das letzte Jahr erkläre. Ich glaube, daß ich mich in Frankfurt zu übermäßig angeſtrengt habe, denn wirklich iſt auch ſeit dieſer Zeit mein Geiſt ſeltſam abgeſpannt. Darum ſoll er für jetzt ruhen, wie ein erſchöpftes Feld, deſto mehr will ich arbeiten mit Händen und Füßen, und eine Luſt ſoll mir die Mühe ſein. Ich glaube nun einmal mit Sicherheit, daß mich dieſe körperliche Beſchäftigung wieder ganz herſtellen wird. Denn

zuletzt möchte alles Empfinden nur von dem Körper herrühren, und ſelbſt die Tugend durch nichts anderes froh machen, als bloß durch eine, noch unerklärte, Beförderung der Geſundheit. — Wie, was war das? So hätte ich ja wohl nicht krank ſein müſſen, oder —? Wie Du willſt, nur keine Unterſuchung! In der Bibel ſteht: arbeite, ſo wird es Dir wohl gehen; — ich bilde mir ein, es ſei wahr, und will es auf dieſe Gefahr hin wagen.

Und nun einen Schritt näher zum Ziele. Ich will, daß von dem Wackerbarthſchen Capitale Du, die Tante, Stojentin [23]) und Werdeck [24]) ſogleich bezahlt werden. Jeder Andere, der irgend mit einer Forderung an mich auftreten könnte, wird vor der Hand abgewieſen, weil ich hier nicht genau die Größe der Schuld weiß und mir zu dieſem Behufe erſt Papiere aus Berlin ſchicken laſſen muß. (Du kannſt Leopold ſagen oder ſchreiben, er möchte einmal in Berlin bei Zengen in meinem Büreau oder in der Kiſte ein blau geheftetes Rechenbuch in Octav aufſuchen. Da werden auf der vorletzten Seite ſämmtliche Poſten ſtehen, die ich ſchuldig bin. — Das Buch kann er nur Pannwitz ſchicken). Auch bin ich von ihnen mehr oder weniger betrogen worden und will nicht allein leiden, was ich nicht allein verbrach. Ich erſuche

---

[23]) Der in dieſen Briefen öfter erwähnte Herr von Stojentin war ein Schwager Kleiſt's; er lebte zu Schorin, einem ſeiner in der Nähe von Stolp in Pommern gelegenen Güter.

[24]) Gutsbeſitzer in der Nähe von Cottbus.

alſo Pannwitz[25]), mir zu ſchreiben, wie viel ſie von mir fordern, worauf ich ſelbſt beſtimmen werde, wie viel ihnen zu bezahlen iſt. Die Schuld ſoll ſodann mit dieſem Theile von Seiten der Intereſſenten als gelöſcht angeſehen werden. Von mir ſelbſt aber ſoll ſie das nicht, und ich lege mir die Pflicht auf, auch den noch übrigen Theil einſt zu bezahlen. Das ſoll Pannwitz ihnen ſagen zu ihrer Ruhe, wenn etwas anders ſie beruhigen kann, als ſchwarz auf weiß. Das nun, was von meinem geſammten Capital übrig bleibt, wenn meine Schulden bezahlt ſind, darüber will ich nun ſobald als möglich frei disponiren können, und ich will Dir jetzt ſagen, was ich damit anzufangen denke.

Mir iſt es allerdings Ernſt geweſen, mein liebes Ulrikchen, mich in der Schweiz anzukaufen, und ich habe mich bereits häufig nach Gütern umgeſehen, oft mehr in der Abſicht, um dabei vorläufig mancherlei zu lernen, als beſtimmt zu handeln. Auf meiner Reiſe durch dieſes Land habe ich fleißig die Landleute durch Fragen gelockt, mir Nützliches und Geſcheutes zu antworten. Auch habe ich einige landwirthſchaftliche Lehrbücher geleſen und leſe noch dergleichen, kurz, ich weiß ſo viel von der Sache, als nur immer in einen offenen Kopf hineingehen mag. Dazu kommt, daß ich durch Heinrich Zſchokke einige lehrreiche Bekanntſchaften gemacht habe und nun meh-

---

[25]) Ein anderer Schwager Kleiſt's, an den der Brief im Anhang (Nr. 2) gerichtet iſt.

rere mit Landmännern machen werde. Ueberall vertraue ich mich mit ziemlicher Offenheit an und finde Wohlwollen und Unterstützung durch Rath und That. Zschokke selbst will sich ankaufen, sogar in meiner Nähe, auch spricht er zuweilen von dem Schweizer-Bürgerrecht, das er mir verschaffen könne, und sieht dabei sehr herzlich aus; aber ich weiß noch nicht, ob ich recht lese. — Kurz, Du siehst, daß ich, ob ich gleich verliebt bin, mich doch nicht planlos, in blinder Begierde, über den geliebten Gegenstand hinstürze. Vielmehr gehe ich so vorsichtig zu Werke, wie es der Vernunft bei der Liebe nur immer möglich ist. — Ich habe also unter sehr vielen beurtheilten Landgütern endlich am Thuner See eines gefunden, das mir selbst wohl gefällt, und was Dir mehr gelten wird, auch von meinen hiesigen Freunden für das schicklichste gehalten wird. — Die Güter sind jetzt im Durchschnitt alle im Preise ein wenig gesunken, weil mancher, seiner politischen Meinungen wegen, entweder verdrängt wird, oder freiwillig weicht. Ich selbst aber, der ich gar keine politische Meinung habe, brauche nichts zu fürchten und zu fliehen. — Das Gut also, von dem die Rede war, hat ein kleines Haus, ziemlich viel Land, ist während der Unruhen ein wenig verfallen und kostet circa 3500 Rthlr. Das ist in Vergleichung der Güte mit dem Preise das beste, das ich fand. Dazu kommt ein Vortheil, der mir besonders wichtig ist, nämlich daß der jetzige Besitzer das erste Jahr lang in dem Hause wohnen bleiben und das Gut gegen Pacht übernehmen

will, wodurch ich mit dem Praktiſchen der Landwirthſchaft hinlänglich bekannt zu werden hoffe, um mir ſodann allein weiter forthelfen zu können. — Auch wird Lohſe, den ſeine Kunſt ernährt[26]), bei mir wohnen und mir mit Hülfe an die Hand gehen. — Wenn ich alſo, wie Du ſchreibſt, auf Deine Unterſtützung rechnen kann, wenn Du mir eine — wie nenne ich es? Wohlthat erzeigen willſt, die mir mehr als das Leben retten kann, ſo lege mir zu meinem übriggebliebenen Capital ſo viel hinzu, daß ich das Gut bezahlen kann. Das ſchicke mir dann ſo bald als möglich, und wenn Du mir auch nur einen Theil gleich, das Uebrige etwa in einigen Monaten ſchicken könnteſt, ſo würde ich gleich aus dieſer Stadt gehen, wo meine Verhältniſſe mir immer noch den Aufenthalt ſehr theuer machen. Alles, was Du mir zulegſt, laſſe ich ſogleich auf die erſte Hypothek eintragen, und verlieren kannſt Du in keinem Falle, auch in dem ſchlimmſten nicht.

Ob Du aber nicht etwas gewinnen wirſt, ich meine, außer den Procenten —? Mein liebes Ulrikchen, bei Dir muß ich von gewiſſen Dingen immer ſchweigen, denn ich ſchäme mich zu reden gegen Einen, der handelt. — Aber Du ſollſt doch noch einmal Deine Freude an mir haben, wenn ich Dich auch jetzt ein wenig betrübe. — Auch Tante und die Geſchwiſter ſollen mir

[26]) Lohſe, ein Maler, mit dem Kleiſt von Frankfurt a. M. nach der Schweiz gewandert war, lebte ſpäter in Mailand, wo er auch ſtarb. Vergl. Ed. v. Bülow, a. a. O. S. 39.

wieder gut werden, o gewiß! Denn erzürnt ſind ſie auf mich, ich fühle es wohl, nicht einmal einen Gruß ſchicken ſie dem Entfernten. Ich aber drücke mich an ihre Bruſt und weine, daß das Schickſal oder mein Gemüth — und iſt das nicht mein Schickſal? eine Kluft wirft zwiſchen mich und ſie. H. K.

15.

Thun, den 19. Februar 1802.

Meine liebe Freundin, meine einzige — Ich bin faſt gewiß, daß Du mir meine Bitte um den Vorſchuß zum Ankauf nicht abgeſchlagen haſt, ſo groß das Opfer bei Deiner Kenntniß meines Characters auch war. — Wenn Du es noch nicht abgeſchickt haſt, ſo ſchicke es nicht ab. Wundere Dich nicht, diesmal iſt das Schickſal wankelmüthig, nicht ich. Es hatte allen Anſchein, daß die Schweiz, ſo wie Cisalpinien, franzöſiſch werden wird, und mich ekelt vor dem bloßen Gedanken. — So leicht indeſſen wird es dem Allerwelts-Conſul mit der Schweiz nicht gelingen. Zwar thut er ſein Mögliches, dieſes arme Land durch innere Unruhen immer ſchwach zu erhalten, und jetzt in dieſem Augenblicke noch iſt Zürich im Aufſtande; indeſſen gewiß, wenn er ſich deutlich erklärt, vereinigt ſich Alles gegen den allgemeinen Wolf. — Jetzt alſo, wie Du ſiehſt, und wie alle Männer meiner Be-

kanntſchaft mir rathen, iſt es höchſt gewagt, ſich in der Schweiz anzukaufen, obſchon die Güter ſehr wohlfeil ſind. Beſonders möchte ich Dein Eigenthum nicht ſo aufs Spiel ſetzen; — kurz, vor der Hand thu' ich es nicht. — Ich weiß, in welche unangenehme Lage Dich dieſe neue Zumuthung ſetzen kann, doch ich trage jeden Schaden, der Dir dadurch zufließen könnte. — Sollte uns der Himmel einmal wieder zuſammenführen, auf Händen will ich Dich, Mädchen, tragen, im phyſiſchen und moraliſchen Sinne. — Ich bin jetzt bei weitem heitrer und kann zuweilen wie ein Dritter über mich urtheilen. Hab' ich jemals Gewiſſensbiſſe gefühlt, ſo iſt es bei der Erinnerung an mein Betragen gegen Dich auf unſerer Reiſe. Ich werde nicht aufhören, Dich um Verzeihung zu bitten, und wenn Du in der Sterbeſtunde bei mir biſt, ſo will ich es noch thun. — Ich gebe indeſſen den Plan nicht auf und werde das nächſte Jahr in der Schweiz bleiben. Ich wohne in dieſem Oertchen ſo wohlfeil, als Du es nur erdenken könnteſt. — Wenn ich Dir nur Deine Sorge für mich nehmen könnte, ſo hätt' ich manche frohe Augenblicke mehr. In Hinſicht des Geldes kann ich Dir verſichern, iſt in der Zukunft für mich zur Nothdurft geſorgt. Du kannſt es errathen, ich mag darüber nichts ſagen. — Nur vor der Hand brauche ich noch von meinem eigenen Gelde. Darum will ich doch, daß Du mir nun, oder vielmehr Panuwitz, Alles ſchickeſt, was an baarem Gelde noch mein iſt. Mit dem Hauſe mag's vor der Hand dahin geſtellt bleiben. Das mußt

Du mir aber gleich ſchicken, und wäre nichts da, ſo bitte ich Dich um 50 Louisd'or, wofür Du meinen Antheil an Intereſſen des Hauſes nehmen könnteſt, nach Maßgabe.

Lebe wohl und grüße die Unſern von Herzen. Schreib mir doch recht viel von neuen Verhältniſſen im Hauſe durch Guſtels Heirath.

— Den Brief adreſſire künftig immer nach Thun.

Heinrich Kleiſt.

16.

Thun, den 18. März 1801 (l. 1802).

Mein beſtes Ulrikchen, ich habe das Geld empfangen und bin untröſtlich, daß mein Brief zu ſpät angelangt iſt. Ich dachte immer, daß Du doch auf jeden Fall aus den Zeitungen die Lage der Schweiz kennen und daraus erſehen würdeſt, daß es jetzt gar nicht einmal möglich ſei, ſich mit Sicherheit anzukaufen. Denn kaum hatte ich meinen letzten Brief, in welchem ich Dir von den Züricher Unruhen ſchrieb, abgeſchickt, ſo entſtand ſogar anderthalb Stunden von hier, im Simmenthal, ein Aufruhr unter den Bauern, worauf ſogleich ein franzöſiſcher General mit Truppen in Thun ſelbſt einrückte. Es iſt faſt ſo gut wie ausgemacht, daß dies unglückliche

Land auf irgend eine Art ein Opfer der franzöſiſchen Brutalität wird, und ich weiß aus ſichern Gründen, daß die Schweizer Regierung, die bisher immer noch lavirt hat, auf dem Puncte iſt, ſich ganz unzweideutig gegen die Franzoſen zu erklären. Die Erbitterung der Schweizer gegen dieſe Affen der Vernunft iſt ſo groß, daß jede andere Leidenſchaft weicht, und daß die heftigſten Köpfe der Parteien durch den Würfel entſcheiden laſſen, wer ſich in die Meinung des andern fügen ſoll, bloß um, wie ſchmollende Eheleute, ſich gegen den Dieb zu wehren, der einbricht. Ein Krieg alſo ſteht wahrſcheinlicher Weiſe dieſem Lande ſchon in dieſem Sommer bevor. — Doch ich habe Dir meine Gründe ſchon weitläufiger in meinem letzten Briefe entwickelt. Jetzt nur davon, was ſoll ich mit dem Gelde anfangen? Ich bin ſo beſchämt durch meine Uebereilung und Deine unendliche Güte, daß ich gar nicht weiß, was ich Dir ſagen ſoll. In Deinem Briefe iſt ſo unendlich viel und mancherlei zu leſen, ob es gleich darin nicht geſchrieben ſteht, daß ich immer wechſelnd bald mit Entzücken*) an Dich, bald mit Widerwillen an

*) Entzücken? — Fällt Dir nichts ein? — — — Mir iſt das ganze vergangene Jahr wie ein Sommernachtstraum. — Schreibe mir doch, ob ſich Johann eingefunden? Hat auch die Lalande[27]) geſchrieben?

[27]) Die Tochter des berühmten Aſtronomen. Sie war an einen Le Français verheirathet, behielt aber ihren Vaternamen bei und nannte ſich Frau v. Lalande. Ihr Haus hatten Kleiſt und ſeine Schweſter während ihres Aufenthaltes in Paris täglich beſucht.

mich denke. Nun, von der einen Seite, mein beſtes Mädchen, kann ich jetzt Dich beruhigen, denn wenn mein kleines Vermögen gleich verſchwunden iſt, ſo weiß ich jetzt doch, wie ich mich ernähren kann. Erlaß mir das Vertrauen über dieſen Gegenſtand, Du weißt, warum? — Kurz, ich brauche nichts mehr, als Geſundheit, die mir eben auf ein paar Tage gefehlt hat. — Schreibe mir nur, wie ich es mit dem Gelde halten ſoll, und ob Du Dich auf irgend eine Art an dem Hauſe ſchadlos halten kannſt. Noch habe ich den Wechſel nicht eingelöſet, werde heute nach Bern, und läßt es ſich machen, ſo bleibt das Geld fern von meinen unſichern Händen, bis Du beſtimmſt, was damit geſchehen ſoll. — Kannſt Du Dich an dem Hauſe ſchadlos halten, ſo iſt mir's auf jeden Fall lieb, das Geld zu beſitzen, das ich auf dieſe Art zu jeder Zeit und Gelegenheit brauchen kann. Schreibe mir bald, grüße die lieben Verwandten, und bald erhältſt Du einen recht frohen Brief von Deinem Dir herzlich guten Bruder Heinrich.

17.

Auf der Aarinſel bei Thun, den 1. Mai 1802.

Mein liebes Ulrikchen, ich muß meiner Arbeit[28]) einmal einen halben Tag ſtehlen, um Dir Rechenſchaft zu

[28]) Es iſt wohl zunächſt die Ausarbeitung ſeines Trauerſpiels „die Familie Schroffenſtein“ gemeint.

geben von meinem Leben; denn ich habe immer eine undeutliche Vorstellung, als ob ich Dir das schuldig wäre, gleichsam als ob ich von Deinem Eigenthum zehrte.

Deinen letzten Brief mit Inschriften und Einlagen von den Geliebten habe ich zu großer Freude in Bern empfangen, wo ich eben ein Geschäft hatte bei dem Buchhändler Geßner, Sohn des berühmten, der eine Wieland, Tochter des berühmten, zur Frau und Kinder wie die lebendigen Idyllen hat: ein Haus, in welchem sich gern verweilen läßt. Darauf machte ich mit Zschokke und Wieland, Schwager des Geßner, eine kleine Streiferei durch den Aargau. — Doch das wäre zu weitläufig, ich muß Dich überhaupt doch von manchen andern Wunderdingen unterhalten, wenn wir einmal wieder beisammen sein werden. — Jetzt leb ich auf einer Insel in der Aare, am Ausfluß des Thunersees, recht eingeschlossen von Alpen, eine viertel Meile von der Stadt. Ein kleines Häuschen an der Spitze, das wegen seiner Entlegenheit sehr wohlfeil war, habe ich für sechs Monate gemiethet und bewohne es ganz allein. Auf der Insel wohnt auch weiter Niemand, als nur an der andern Spitze eine kleine Fischerfamilie, mit der ich schon einmal um Mitternacht auf den See gefahren bin, wenn sie Netze einzieht und auswirft. Der Vater hat mir von zwei Töchtern eine in mein Haus gegeben, die mir die Wirthschaft führt: ein freundlich-liebliches Mädchen, das sich ausnimmt wie ihr Taufnahme, Mädeli. Mit der Sonne stehen wir auf, sie pflanzt mir Blumen in den Garten,

bereitet mir die Küche, während ich arbeite für die Rückkehr zu Euch; dann eſſen wir zuſammen; Sonntags zieht ſie ihre ſchöne Schweizertracht an, ein Geſchenk von mir, wir ſchiffen uns über, ſie geht in die Kirche nach Thun, ich beſteige das Schreckhorn, und nach der Andacht kehren wir beide zurück. Weiter weiß ich von der ganzen Welt nichts mehr. Ich würde ganz ohne alle widrigen Gefühle ſein, wenn ich nicht, durch mein ganzes Leben daran gewöhnt, ſie mir ſelbſt erſchaffen müßte. So habe ich zum Beiſpiel jetzt eine ſeltſame Furcht, ich möchte ſterben, ehe ich meine Arbeit vollendet habe. Von allen Sorgen vor dem Hungertod bin ich aber, Gott ſei Dank, befreit, obſchon Alles, was ich erwerbe, ſo gerade wieder drauf geht. Denn Du weißt, daß mir das Sparen auf keine Art gelingt. Kürzlich fiel es mir einmal ein, und ich ſagte dem Mädeli, ſie ſollte ſparen. Das Mädchen verſtand aber das Wort nicht, ich war nicht im Stande, ihr das Ding begreiflich zu machen, wir lachten beide, und es muß nun beim Alten bleiben. — Uebrigens muß ich hier wohlfeil leben, ich komme ſelten von der Inſel, ſehe Niemand, leſe keine Bücher, Zeitungen, kurz, brauche nichts, als mich ſelbſt. Zuweilen doch kommen Geßner, oder Zſchokke oder Wieland aus Bern, hören etwas von meiner Arbeit und ſchmeicheln mir; — kurz, ich habe keinen andern Wunſch, als zu ſterben, wenn mir drei Dinge gelungen ſind: ein Kind, ein ſchön Gedicht und eine große That. Denn das Leben hat doch immer nichts Erhabneres, als nur dieſes, daß man es erhaben

wegwerfen kann. — Mit einem Worte, dieſe außerordentlichen Verhältniſſe thun mir erſtaunlich wohl, und ich bin von allem Gemeinen ſo entwöhnt, daß ich gar nicht mehr hinüber möchte an die andern Ufer, wenn Ihr nicht da wohntet. Aber ich arbeite unaufhörlich um Befreiung von der Verbannung; — Du verſtehſt mich. Vielleicht bin ich in einem Jahre wieder bei Euch. — Gelingt es mir nicht, ſo bleibe ich in der Schweiz, und dann kommſt Du zu mir. Denn wenn ſich mein Leben würdig beſchließen ſoll, ſo muß es doch in Deinen Armen ſein. — Adieu. Grüße, küſſe, danke Allen.

Heinrich Kleiſt.

N. S. Ich war vor etwa vier Wochen, ehe ich hier einzog, im Begriff nach Wien zu gehen, weil es mir hier an Büchern fehlt; doch es geht ſo auch und vielleicht noch beſſer. Auf den Winter aber werde ich dorthin — oder vielleicht gar ſchon nach Berlin. — Bitte doch Leopold, daß er nicht böſe wird, weil ich nicht ſchreibe. Denn es iſt mir wirklich immer eine erſtaunliche Zerſtreuung, die ich vermeiden muß. In etwa ſechs Wochen werde ich wenigſtens ein Dutzend Briefe ſchreiben.

18.

Weimar, im November 1802.

Mein liebes Ulrikchen, ich bin ſehr beunruhigt über das Ausbleiben aller Nachrichten von Dir. Wenn ich nicht irre, ſo ſollteſt Du nach unſrer Verabredung zuerſt ſchreiben —? Sollte ich es, ſo verzeih mir; und dem Himmel ſei Dank, daß er mir in dieſem Augenblick zufällig die Luſt zum Schreiben gab. Denn Du weißt, was ein Brief von mir bedeutet. Es könnte eine Zeit kommen, wo Du ein leeres Blatt von mir mit Freudenthränen benetzteſt. — Ich wohne hier zur Miethe und hätte allerdings die Geſchirre ꝛc. brauchen können; bin aber oft ganze Tage in Osmanſtädt, wo mir ein Zimmer eingeräumt worden iſt; denn Wieland hat ſich nicht entſchließen können, das Haus, in dem es ſpukt, zu beziehen. Wirklich im Ernſte, wegen ſeiner Bedienung, die er ſonſt hätte abſchaffen müſſen. — Möchte Dich der Himmel doch nur glücklich in die Arme der Deinigen geführt haben! Warum ſage ich nicht, der Unſrigen? Und wenn es die Meinigen nicht ſind, weſſen iſt die Schuld, als meine? Ach, ich habe die Augen zuſammengekniffen, indem ich dies ſchrieb. — Wenn Du nur glücklich von Werben nach Gurow[29]) gekommen biſt, für das Andre bin ich nicht beſorgt. — Jetzt eben fällt mir etwas

[29]) Ein an Werben (vergl. Anmerk. 6) grenzendes Gut, das ehemalige Beſitzthum von Kleiſt's Großvater.

ein, was wohl der Grund Deines langen Stillſchweigens ſein könnte; nämlich die Arbeit an meinen Hemden. Ich möchte auf jede Hand weinen, die einen Stich daran thut. — Lebe wohl. Schreibe doch recht bald poste restante. Und die Hemden werden mir allerdings wohlthun.

Heinrich.

Auch brauche ich immer noch Chemiſettes.

19.

Weimar, den 9. December 1802.

Mein liebes Ulrikchen, der Anfang meines Gedichtes[30]), das der Welt Deine Liebe zu mir erklären ſoll, erregt die Bewunderung aller Menſchen, denen ich es mittheile. O Jeſus! Wenn ich es doch vollenden könnte! Dieſen einz'gen Wunſch ſoll mir der Himmel erfüllen; und dann mag er thun, was er will. Zur Hauptſache! Ich brauche ſchon wieder Geld und kann Dir weiter nichts ſagen. Ich habe Andern geborgt. Es iſt verrückt, ich weiß es. Schicke mir doch, wenn es ſein kann, den ganzen Reſt.

Heinrich Kleiſt.

Dein Geſchenk habe ich empfangen und würde es mit noch größerer Freude tragen, wenn ich wüßte, ob

---

[30]) Wahrſcheinlich iſt der „Robert Guiscard“ gemeint.

Du es mit eignen lieben Händen verfertigt haſt? — Das Weihnachtsfeſt bringe ich in Osmanſtädt zu. Wieland, der alte, auch der junge, grüßen Dich; und ich alle Unſrigen.

20.

(Ohne Datum.)

Da ich heute ungewöhnlich hoffnungsreich bin, ſo habe ich mich entſchließen können, das böſe Geſchäft an Tantchen zu vollbringen. Ich habe die Feiertage in Osmanſtädt zugebracht und mich nun (trotz einer ſehr hübſchen Tochter Wielands) entſchloſſen, ganz hinauszuziehen. Ich warte nur auf das Geld, um welches ich Dich gebeten habe, um nun zuletzt auf den Platz hinzugehen, an welchem ſich mein Schickſal endlich, unausbleiblich und wahrſcheinlich glücklich entſcheiden wird; denn ich ſetze meinen Fuß nicht aus dieſem Orte, wenn es nicht auf den Weg nach Frankfurt ſein kann. — Die Geßnern[31]) iſt allerdings endlich niedergekommen und geſund. Er aber (denke Dir!) hat Deinen Koffer Louis, bei welchem Deine Mäntel in Bern zurückblieben, noch nicht geſchickt! — Schreibe mir doch auch einige Neuigkeiten, denn ich fange wieder an, Antheil an der Welt zu nehmen.

H. K.

[31]) Wieland's Tochter, vergl. Brief 17.

21.

Meine vortreffliche Schweſter.

Ich hatte gleich nach Empfang Deines Schreibens einige ſehr leidenſchaftliche Zeilen für Dich aufgeſetzt; hielt ſie aber aus leicht begreiflichen Gründen lieber zurück. Ich melde Dir daher jetzt bloß, daß ich das Geld empfangen habe. In Kurzem werde ich Dir viel Frohes zu ſchreiben haben; denn ich nähere mich allem Erdenglück.

Osmanſtädt, Januar 1803.

Heinrich Kleiſt.

N. S. Ich wohne ſchon geraume Zeit hier, und es freut mich, daß Du das gern ſiehſt. Ich habe aber mehr Liebe gefunden, als recht iſt, und muß über kurz oder lang wieder fort; mein ſeltſames Schickſal! — Wenigſtens bis zum Frühjahr möchte ich hier bleiben. Wieland erzählt mir ſeine Lebensgeſchichte; und ich ſchreibe ſie auf. Er läßt Dich grüßen. Er hat nicht gewußt, daß **Du** es biſt, der[32]) ihn beſucht hat. Jetzt weiß er es. — Herr Gott! Was macht denn Guſtchen? Schreibe mir bald, viel und ruhig. Verhehle mir Deine Beſorgniſſe nicht. — Grüße Alles.

[32]) Dies der erklärt ſich, wenn Fräulein Ulrike, als ſie mit ihrem Bruder bei Wieland war, Männerkleidung trug, wie ſie dies zu jener Zeit gewöhnlich auf Reiſen that; in Paris gieng ſie faſt immer ſo gekleidet. Vergl. hierzu Ed. v. Bülow a. a. O. S. 184.

22.

Leipzig, den 13. März 1803.

Ich habe Deinen Brief vom 18. Februar empfangen und eile, ihn zu beantworten. — Vielen Dank für alle Deine guten Nachrichten. Wie mag doch das kleine Ding ausſehen, das Guſtel geboren hat? Ich denke, wie die Mäuſe, die man aus Apfelkernen ſchneidet. —

Merkels unbekannter Correſpondent bin ich nicht. —

Du biſt doch immer noch die alte reiſeluſtige Ulrike! Die Mara hat anderthalb Meilen von mir geſungen (in Weimar), und wahrhaftig, ſie hätte in dem Kruge zu Osmanſtädt ſingen können; es iſt noch die Frage, ob ich mich gerührt hätte. Aber der Himmel behüte mich, Dir dieſe Reiſeluſtigkeit zu beſpötteln. Denn das wäre, als ob Einer, der mit ſinkenden Kräften gegen einen Fluß kämpfte, die Leute, die auf ſein Schreien ans Ufer ſtürzten, der Neugierde zeihen wollte. —

Das Verzeichniß der Sachen, die ich bei Carl Zenge zurückließ, kann ich nicht geben. —

Und Dich begleitet auf allen Schritten Freude auf meinen nächſten Brief? O Du Vortreffliche! Und o Du Unglückliche! Wann werde ich den Brief ſchreiben, der Dir ſo viele Freude macht, als ich Dir ſchuldig bin? —

Ich weiß nicht, was ich Dir über mich unaussprechlichen Menschen sagen soll. — Ich wollte, ich könnte mir das Herz aus dem Leibe reißen, in diesen Brief packen und Dir zuschicken. — Dummer Gedanke! Kurz, ich habe Osmanstädt wieder verlassen. Zürne nicht! Ich mußte fort und kann Dir nicht sagen, warum? Ich habe das Haus mit Thränen verlassen, wo ich mehr Liebe gefunden habe, als die ganze Welt zusammen aufbringen kann, außer Du! —! Aber ich mußte fort! O Himmel, was ist das für eine Welt!

Ich brachte die ersten folgenden Tage in einem Wirthshause zu Weimar zu und wußte gar nicht, wohin ich mich wenden sollte. Es waren recht traurige Tage! Und ich hatte eine recht große Sehnsucht nach Dir, o Du, meine Freundin!

Endlich entschloß ich mich, nach Leipzig zu gehen. Ich weiß wahrhaftig kaum anzugeben, warum? — Kurz, ich bin hier.

Ich nehme hier Unterricht in der Declamation bei einem gewissen Kerndörffer. Ich lerne meine eigne Tragödie bei ihm declamiren. Sie müßte, gut declamirt, eine bessere Wirkung thun, als schlecht vorgestellt. Sie würde mit vollkommener Declamation vorgetragen, eine ganz ungewöhnliche Wirkung thun. Als ich sie dem alten Wieland mit großem Feuer vorlas, war es mir gelungen, ihn so zu entflammen, daß mir, über seine innerlichen Bewegungen, vor Freude die Sprache vergieng, und ich

zu ſeinen Füßen niederſtürzte, ſeine Hände mit heißen Küſſen überſtrömend[33]).

Vorgeſtern faßte ich ein Herz und gieng zu Hindenburg. Da war große Freude. „Nun, wie ſteht's in Paris um die Mathematik?" — Eine alberne Antwort von meiner Seite, und ein trauriger Blick zur Erde von der ſeinigen. — „So ſind Sie bloß ſo herumgereiſet?" — Ja, herumgereiſet. — Er ſchüttelte wehmüthig den Kopf. Endlich erhorchte er von mir, daß ich doch an etwas arbeite. „Woran arbeiten Sie denn? Nun! Kann ich es denn nicht wiſſen? Sie brachten dieſen Winter bei Wieland zu; gewiß! gewiß!" — Und nun fiel ich ihm um den Hals und herzte und küßte ihn ſo lange, bis er lachend mit mir überein kam: der Menſch müſſe das Talent anbauen, das er in ſich vorherrſchend fühle.

Ob ich nicht auch mit Wünſchen ſo fertig werden könnte? Und Huth? Und Hüllmann[34])? ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Hindenburg erzählte mir, Du habeſt von der Gräfin Genlis einen Ruf als Erzieherin in ihr Inſtitut zu Paris erhalten. Was verſtehſt Du davon? Ich, nichts.

---

[33]) Dieſe Tragödie war der „Robert Guiscard"; vergl. den Brief Wieland's in dem Buch von Ed. v. Bülow, S. 34. ff.

[34]) Vergl. die Bemerkung am Schluß des 7. Briefes.

Wieland hat Osmanstädt verkauft, und zieht auf 1. Mai nach Weimar. Der 3. Mai wird zu seiner Ehre mit einem großen Feste gefeiert werden. Ich bin eingeladen; und Alles, was süß ist, lockt mich[35]). Was soll ich thun?

Wenn Ihr mich in Ruhe ein paar Monate bei Euch arbeiten lassen wolltet, ohne mich mit Angst, was aus mir werden werde, rasend zu machen, so würde ich — ja, ich würde!

Leset doch einmal im 34. oder 36. Blatt des „Freimüthigen" den Aufsatz: Erscheinung eines neuen Dichters. Und ich schwöre Euch, daß ich noch viel mehr von mir weiß, als der alberne Kauz, der Kotzebue[36]). Aber ich muß Zeit haben, Zeit muß ich haben. — O Ihr Erinnyen mit Eurer Liebe!

---

[35]) Sollte sich dies nicht ganz besonders auf die „sehr hübsche Tochter Wieland's" beziehen, deren im 20. Briefe gedacht ist? Wie Ed. v. Bülow berichtet (a. a. O. S. 32), soll Kleist an ihr „innigeren Antheil genommen haben", und wie mir die gegenwärtige Besitzerin der Originale dieser Briefe mitgetheilt hat, so erinnert sie sich aus den Erzählungen ihrer Tante Ulrike, „Wieland habe eine seiner Töchter an Heinrich v. Kleist verheirathen wollen".

[36]) Diese Anzeige der „Familie Schroffenstein" im 36. St. des „Freimüthigen" vom Jahre 1803 war nicht von Kotzebue selbst, sondern von L. F. Huber.

Frage aber mit Behutſamkeit nach dieſem Blatte, damit der litterariſche Spürhund, der Merkel, nicht rieche, wer der neue Dichter ſei[37])? Es darf überhaupt Niemand als etwa meine allernächſten Verwandten erfahren, und unter dieſen auch nur die verſchwiegenen. —

Auch thut mir den Gefallen und leſet das Buch nicht. Ich bitte Euch darum. Es iſt eine elende Scharteke[38]). Kurz, thut es nicht. Hört Ihr?

(Hier bricht der Brief ab; die zweite Hälfte der Blattſeite iſt abgeſchnitten; wahrſcheinlich aber bildet ein der Reihenfolge eigenhändiger Briefe Kleiſt's hier eingeordnetes Blatt, welches als Abſchrift bezeichnet und von Frauenhand beſchrieben iſt, den dort fehlenden Schluß. Die Abſchrift — ſie iſt, gleich den übrigen nur in Abſchriften vorhandenen Briefen, von Ulrikens Hand — lautet:)

Und nun küſſe in meinem Namen jeden Finger meiner verehrungswürdigen Tante! Und, wie ſie, den Orgelpfeifen gleich, ſtehen, küſſe ſie alle von der Oberſten bis zur Letzten, der kleinen Maus aus dem Apfelkern geſchnitzt! Ein einziges Wort von Euch, und ehe Ihr's Euch verſeht, wälze ich mich vor Freude in der Mittelſtube. Adieu! Adieu! Adieu! O Du meine Allertheuerſte!

Leipzig, den 14. März 1803.

Heinrich.

---

[37]) Kleiſt hatte ſich auf dem Titel ſeines Trauerſpiels nicht genannt.

[38]) Dieſe fünf Wörter ſind ausgeſtrichen, aber noch deutlich zu leſen.

23.

Meine theuerſte Freundin.

Der Reſt meines Vermögens iſt aufgezehrt, und ich ſoll das Anerbieten eines Freundes annehmen, von ſeinem Gelde ſo lange zu leben, bis ich eine gewiſſe Entdeckung im Gebiete der Kunſt, die ihn ſehr intereſſirt, völlig ins Licht geſtellt habe. Ich ſoll in ſpäteſtens zwölf Tagen mit ihm nach der Schweiz gehen, wo ich dieſe meine litterariſche Arbeit, die ſich allerdings über meine Erwartung hinaus verzögert, unter ſeinen Augen vollenden ſoll. Nicht gern aber möchte ich Dich, meine Verehrungswürdige, vorübergehen, wenn ich eine Unterſtützung anzunehmen habe; möchte Dir nicht gern einen Freund vorziehen, deſſen Börſe, im Verhältniß mit ſeinem guten Willen, noch weniger weit reicht, als die Deinige. Ich erbitte mir alſo von Dir, meine Theure, ſo viele Friſtung meines Lebens, als nöthig iſt, ſeiner großen Beſtimmung völlig genug zu thun. Du wirſt mir gern zu dem einzigen Vergnügen helfen, das, ſei es noch ſo ſpät, gewiß in der Zukunft meiner wartet, ich meine, mir den Kranz der Unſterblichkeit zuſammen zu pflücken. Dein Freund wird es, die Kunſt und die Welt wird es Dir einſt danken.

Das Liebſte wäre mir, wenn Du ſtatt aller Antwort ſelber kämeſt. Ich würde Dir mündlich manchen Aufſchluß geben, den aufzuſchreiben völlig außer meinem Vermögen liegt. In eilf Tagen würdeſt Du mich noch

hier, die nächſtfolgenden Tage in Leipzig finden. Da würdeſt Du auch meinen Freund kennen lernen, dieſen vortrefflichen Jungen. Es iſt Pfuel, von Königs Regiment[39]). — Doch auch Dein Brief wird mir genug ſein. Adieu.

Dresden, den 3. Juli 1803.

Heinrich v. Kleiſt.

N. S. Grüße Alles und gieb mir Nachrichten.

24.

Meine theuerſte Ulrike.

Pfuels eigner Vortheil zu meiner Begleitung in die Schweiz iſt zu groß, als daß ich jetzt zurücknehmen ſollte, was ich unter andern Umſtänden verſprach. Er würde immer noch die Reiſekoſten für mich bezahlen, um mich nur bei ſich zu ſehen, und da ich doch einmal in meinem Vaterlande nicht, nicht an Deiner Seite leben kann, ſo geſtehe ich, daß mir ſelber für jetzt kein Platz auf der Erde lieber und auch nützlicher iſt, als der an der ſeinigen. Laß mich alſo nur mit ihm gehen.

Ich bin wirklich immer, Eurer Rückreiſe wegen, in Sorgen geweſen und werde es auch bleiben, bis ich Nachrichten von Dir empfange. Das kann aber doch nicht

[39]) Später preußiſcher General der Infanterie und im Jahre 1848 Miniſter-Präſident.

eher ſein als in Bern, und dahin adreſſire Deinen Brief. Ich ſelber werde jetzt oft und mit Vergnügen an Euch ſchreiben. Seit ich Euch in Dresden ſah, ſcheint mir das leicht, da es mir doch, ich ſchwöre es Dir, vorher unmöglich war. Ich weiß nicht, welche ſeltſame Vorſtellung von einer unvernünftigen Angſt meiner Verwandten über mich in meinem Hirn Wurzel gefaßt hatte. Zum Theil war ich überdrüſſig, Euch mit Hoffnungen hinzuhalten, zum Theil ſchien es mir auch unmöglich, bei Euch noch welche zu erregen. Es iſt alſo einerlei, dachte ich, ob Du ſchreibſt oder nicht.

Lies doch einliegenden Brief von Wieland, dem Alten, den ich, auf ein kurzes Empfehlungsſchreiben, das ich Werdecks mitgab, am Abend Eurer Abreiſe empfieng. Ich ſehe ſein Antlitz vor Eifer glühen, indem ich ihn leſe. — Die beiden letzten Zeilen ſind mir die rührendſten. Du kannſt ſie, wenn Du willſt, verſtehen.

Schliebens laſſen Euch noch tauſendmal grüßen. Die jüngſte hat mir zum Andenken ein Halbhemdchen geſtickt, das ausnehmend ſchön iſt. Ich habe die beiden Mädchen immer die niedlichſten Sachen verfertigen ſehen, Kleider, Tücher, Schleier ꝛc., und bemerkte doch niemals, daß ſie ſie ſelber trugen. Am Tage vor meiner Abreiſe erfuhr ich, daß die armen Kinder die Arbeit ihrer Hände verkaufen. Eine Freundin bezahlt ſie ihnen und ſucht ſie ſelber dann wieder bei Kaufleuten abzuſetzen. Das iſt aber doch immer nur ein ſehr ungewiſſer Abſatz, und die armen Mädchen müſſen, weil ſie ſo heimlich zu Werke

gehen, ihre Waare oft um ein Spottgeld hingeben. Könnte man ihnen nicht helfen? Ließen ſich ihre Sachen nicht etwa bei einem der Kaufleute abſetzen, die in Gulben[40]) auf den Markt kommen? Wenn Du irgend ein Mittel weißt, wie ſich dies mit Anſtand und Verſchweigung des Namens thun läßt, ſo nimm Dich doch der Sache an. Du kannſt in dieſem Falle nur geradezu mit ihnen darüber in Correſpondenz treten. (Sie wiſſen aber davon nichts, daß ich Dir dieſen Vorſchlag mache.)

Die einliegenden Noten ſind für mein neues Couſinchen, Emilie Schätzel. Die Arie iſt hier fürs Clavier geſetzt, kann aber von ihrem Lehrer leicht für die Zither angeordnet werden.

Gleißenberg, wie Du wiſſen wirſt, iſt Gouverneur bei der école militaire geworden, als Capitain. Rühle löſt ihn in Schleſien ab. — Ich gratulire von Herzen Carolinen; denn, ſo wahr ich lebe, ſie wird einen Mann heirathen[41]).

Und nun lebe wohl, ich gehe heute Mittag von hier ab. Ich küſſe Tantchens Hand und alle meine Geſchwiſter, auch Ottilien[42]).

Leipzig, den 20. Juli 1803.

Heinrich.

---

[40]) Dorf in der Nähe von Cottbus.

[41]) Vergl. Anmerk. 7.

[42]) Eine Nichte Kleiſt's.

25.

Der Himmel weiß, meine theuerſte Ulrike, (und ich will umkommen, wenn es nicht wörtlich wahr iſt), wie gern ich einen Blutstropfen aus meinem Herzen für jeden Buchſtaben eines Briefes gäbe, der ſo anfangen könnte: „mein Gedicht[43]) iſt fertig". Aber, Du weißt, wer nach dem Sprichwort mehr thut, als er kann. Ich habe nun ein Halbtauſend hinter einander folgender Tage, die Nächte der meiſten mit eingerechnet, an den Verſuch geſetzt, zu ſo vielen Kränzen noch einen auf unſere Familie herabzuringen: jetzt ruft mir unſere heilige Schutzgöttin zu, daß es genug ſei. Sie küßt mir gerührt den Schweiß von der Stirne und tröſtet mich, „wenn jeder ihrer lieben Söhne nur eben ſo viel thäte, ſo würde unſerem Namen ein Platz in den Sternen nicht fehlen." Und ſo ſei es denn genug. Das Schickſal, das den Völkern jeden Zuſchuß zu ihrer Bildung zumißt, will, denke ich, die Kunſt in dieſem nördlichen Himmelsſtrich noch nicht reifen laſſen. Thöricht wäre es wenigſtens, wenn ich meine Kräfte länger an ein Werk ſetzen wollte, das, wie ich mich endlich überzeugen muß, für mich zu ſchwer iſt. Ich trete vor Einem zurück, der noch nicht da iſt, und beuge mich ein Jahrtauſend im Voraus vor ſeinem Geiſte. Denn in der Reihe der menſchlichen Erfindungen iſt die-

---

[43]) Der „Robert Guiscard".

jenige, die ich gedacht habe, unfehlbar ein Glied, und es wächſt irgendwo ein Stein ſchon für den, der ſie einſt ausſpricht.

Und ſo ſoll ich denn niemals zu Euch, meine theuerſten Menſchen, zurückkehren? O niemals! Rede mir nicht zu. Wenn Du es thuſt, ſo kennſt Du das gefährliche Ding nicht, das man Ehrgeiz nennt. Ich kann jetzt darüber lachen, wenn ich mir einen Prätendenten mit Anſprüchen unter einem Haufen von Menſchen denke, die ſein Geburtsrecht zur Krone nicht anerkennen; aber die Folgen für ein empfindliches Gemüth, ſie ſind, ich ſchwöre es Dir, nicht zu berechnen. Mich entſetzt die Vorſtellung.

Iſt es aber nicht unwürdig, wenn ſich das Schickſal herabläßt, ein ſo hülfloſes Ding, wie der Menſch iſt, bei der Naſe herumzuführen? Und ſollte man es nicht faſt ſo nennen, wenn es uns gleichſam Kuxe auf Goldminen giebt, die, wenn wir nachgraben, überall kein ächtes Metall enthalten? Die Hölle gab mir meine halben Talente, der Himmel ſchenkt dem Menſchen ein ganzes oder gar keins.

Ich kann Dir nicht ſagen, wie groß mein Schmerz iſt. Ich würde von Herzen gern hingehen, wo ewig kein Menſch hinkommt. Es hat ſich eine gewiſſe ungerechte Erbitterung meiner gegen ſie bemeiſtert; ich komme mir faſt vor wie Minette, wenn ſie in einem Streite Recht hat und ſich nicht ausſprechen kann.

Ich bin jetzt auf dem Wege nach Paris ſehr entſchloſſen, ohne große Wahl zuzugreifen, wo ſich etwas

finden wird. Geßner hat mich nicht bezahlt, meine unſelige Stimmung hat mir viel Geld gekoſtet, und wenn Du mich noch einmal unterſtützen willſt, ſo kann es mir nur helfen, wenn es bald geſchieht. Kann ſein, auch wenn es gar nicht geſchieht.

Lebe wohl, grüße Alles — ich kann nicht mehr.

Genf, den 5. October 1803.

Heinrich.

N. S. Schicke mir doch Wieland's Brief. Du mußt poste restante nach Paris ſchreiben.

26.

Meine theure Ulrike[44]). Was ich Dir ſchreiben werde, kann Dir vielleicht das Leben koſten; aber ich muß, ich muß, ich muß es vollbringen. Ich habe in Paris mein Werk, ſo weit es fertig war, durchleſen, verworfen und verbrannt: und nun iſt es aus. Der Himmel verſagt mir den Ruhm, das größte der Güter der Erde; ich werfe ihm, wie ein eigenſinniges Kind, alle übrigen hin. Ich kann mich Deiner Freundſchaft nicht würdig zeigen, ich kann ohne dieſe Freundſchaft doch nicht leben:

---

[44]) Hier iſt eine halbe Zeile mit großer Sorgfalt ausgeſtrichen, wie es ſcheint, nicht von Kleiſt ſelbſt.

ich ſtürze mich in den Tod. Sei ruhig, Du Erhabene, ich werde den ſchönen Tod der Schlachten ſterben. Ich habe die Hauptſtadt dieſes Landes verlaſſen, ich bin an ſeine Nordküſte gewandert, ich werde franzöſiſche Kriegsdienſte nehmen, das Heer wird bald nach England hinüber rudern, unſer aller Verderben lauert über dem Meere, ich frohlocke bei der Ausſicht auf das unendlich prächtige Grab. O Du Geliebte, Du wirſt mein letzter Gedanke ſein!

St. Omer, den 26. October 1803.

Heinrich von Kleiſt.

27.

Mein liebſtes Riekchen, laß Dir einige Nachrichten über den Erfolg meiner Reiſe mittheilen, ein Hundsfott giebt ſie beſſer, als er kann.

Ich kam Dienſtags Morgens mit Ernſt und Gleißenberg hier an, mußte, weil der König abweſend war, den Mittwoch und Donnerstag verſäumen, fuhr dann am Freitag nach Charlottenburg, wo ich Köckeritzen[45]) endlich im Schloſſe fand. Er empfieng mich mit einem finſtern Geſichte und antwortete auf meine Frage, ob ich die Ehre hätte, von ihm gekannt zu ſein, mit einem kurzen: ja. Ich käme, fuhr ich fort, ihn in meiner wun-

---

[45]) General-Adjutanten des Königs.

derlichen Angelegenheit um Rath zu fragen. Der Marquis von Luccheſini hätte einen ſonderbaren Brief, den ich ihm aus St. Omer zugeſchickt, dem Könige vorgelegt. Dieſer Brief müſſe unverkennbare Zeichen einer Gemüthskrankheit enthalten, und ich unterſtände mich, von Sr. Majeſtät Gerechtigkeit zu hoffen, daß er vor keinen politiſchen Richterſtuhl gezogen werden würde. Ob dieſe Hoffnung gegründet wäre? Und ob ich, wiederhergeſtellt, wie ich mich fühlte, auf die Erfüllung meiner Bitte um Anſtellung rechnen dürfte, wenn ich wagte, ſie Sr. Majeſtät vorzutragen? — Darauf verſetzte er nach einer Weile: „Sind Sie wirklich jetzt hergeſtellt? Ganz, verſtehen Sie mich, hergeſtellt?“ — „Ich meine,“ fuhr er, da ich ihn befremdet anſah, mit Heftigkeit fort, „ob Sie von allen Ideen und Schwindeln, die vor Kurzem im Schwange waren, (er gebrauchte dieſe Wörter) völlig hergeſtellt ſind?“ — Ich verſtände ihn nicht, antwortete ich mit ſo vieler Ruhe, als ich zuſammenfaſſen konnte; ich wäre körperlich krank geweſen und fühlte mich, bis auf eine gewiſſe Schwäche, die das Bad vielleicht heben würde, ſo ziemlich wieder hergeſtellt. — Er nahm das Schnupftuch aus der Taſche und ſchnaubte ſich. „Wenn er mir die Wahrheit geſtehen ſolle,“ fieng er an und zeigte mir jetzt ein weit beſſeres Geſicht, als vorher, „ſo könne er mir nicht verhehlen, daß er ſehr ungünſtig von mir denke. Ich hätte das Militair verlaſſen, dem Civil den Rücken gekehrt, das Ausland durchſtreift, mich in der Schweiz ankaufen wollen, Verſche gemacht (o meine

theure Ulrike!), die Landung mitmachen wollen ꝛc. ꝛc. ꝛc. Ueberdies ſei des Königs Grundſatz, Männer, die aus dem Militair in's Civil übergiengen, nicht beſonders zu protegiren. Er könne nichts für mich thun." — Mir traten wirklich die Thränen in die Augen. Ich ſagte, ich wäre im Stande, ihm eine ganz andere Erklärung aller dieſer Schritte zu geben, eine ganz andere gewiß, als er vermuthete. Jene Einſchiffungsgeſchichte z. B. hätte gar keine politiſchen Motive gehabt, ſie gehöre vor das Forum eines Arztes weit eher, als des Cabinets. Ich hätte bei einer fixen Idee einen gewiſſen Schmerz im Kopfe empfunden, der unerträglich heftig ſteigernd, mir das Bedürfniß nach Zerſtreuung ſo dringend gemacht hätte, daß ich zuletzt in die Verwechſelung der Erdaxe gewilligt haben würde, ihn los zu werden. Es wäre doch grauſam, wenn man einen Kranken verantwortlich machen wolle für Handlungen, die er im Anfalle der Schmerzen begieng. — Er ſchien mich nicht ganz ohne Theilnahme anzuhören. — Was jenen Grundſatz des Königs beträfe, fuhr ich fort, ſo könne er des Königs Grundſatz nicht immer geweſen ſein. Denn Se. Majeſtät hätten die Gnade gehabt, mich mit dem Verſprechen einer Wiederanſtellung zu entlaſſen, ein Verſprechen, an deſſen Nichterfüllung ich nicht glauben könne, ſo lange ich mich ſeiner noch nicht völlig unwürdig gemacht hätte. — Er ſchien wirklich auf einen Augenblick unſchlüſſig. Doch die zwangvolle Wendung, die er jetzt plötzlich nahm, zeigte nur zu gut, was man bereits am

Hofe über mich beſchloſſen hatte. Denn er holte mit einemmale das alte Geſicht wieder hervor und ſagte: „Es wird Ihnen zu nichts helfen. Der König hat eine vorgefaßte Meinung gegen Sie; ich zweifle, daß Sie ſie ihm benehmen werden. Verſuchen Sie es, und ſchreiben Sie an ihn; doch vergeſſen Sie nicht die Bitte um Erlaubniß gleich hinzuzufügen, im Fall einer abſchlägigen Antwort Ihr Glück im Auslande ſuchen zu dürfen." — Was ſagſt Du dazu, mein liebes Ulrikchen? — Ich antwortete, daß ich mir die Erlaubniß ausbäte, in meinem Vaterlande bleiben zu dürfen. Ich hätte Luſt, meinem Könige zu dienen, keinem andern; wenn er mich nicht gebrauchen könne, ſo wäre mein Wunſch, im Stillen mir und den Meinigen leben zu dürfen. — „Richten Sie Ihren Brief," fiel er ein wenig betroffen ein, „wie Sie wollen. Es iſt möglich, daß der König ſeine Meinung von Ihnen ändert; und wenn Sie ihn zu einer Anſtellung geneigt machen können, ſo verſpreche ich, Ihnen nicht entgegen zu wirken." — Ich erſuchte ihn jetzt förmlich um dieſe Gnade, und wir brachen das Geſpräch ab. Er bat mich noch, auf eine recht herzliche Art, um Verzeihung, wenn er mich beleidigt haben ſollte, verwünſchte ſeinen Poſten, der ihm den Unwillen aller Menſchen zuzöge, denen er es nicht recht machte: ich verſicherte ihn, daß ich ihn mit Verehrung verließe, und fuhr nach Berlin zurück. — Ich las auf dem Wege Wieland's Brief, den Du mir geſchickt haſt, und erhob mich, mit einem tiefen Seufzer, ein wenig wieder aus der Demü-

thigung, die ich ſo eben erfahren hatte. — Jetzt habe ich dem Könige nun wirklich geſchrieben; doch weil das Anerbieten meiner Dienſte wahrſcheinlich fruchtlos bleiben wird, ſo habe ich es wenigſtens in einer Sprache gethan, welche geführt zu haben, mich nicht gereuen wird. Du ſelbſt haſt es mir zur Pflicht gemacht, mich nicht zu erniedrigen; und lieber die Gunſt der ganzen Welt verſcherzt, als die Deinige. — Ich habe jetzt die Wahl unter einer Menge von ſauern Schritten, zu deren einem ich zuletzt fähig ſein werde, weil ich es muß. Zu Deinen Füßen werfe ich mich aber, mein großes Mädchen; möchte der Wunſch doch Dein Herz rühren, den ich nicht ausſprechen kann.

Berlin, den 24. Juni 1804.

Dein Heinrich.

N. S. Antworte mir doch bald. Ich will Deinen Brief hier erwarten. Grüße Alles.

28.

(Ohne Datum).

Meine theure Ulrike, ob ich Dir gleich vor einigen Tagen einen ziemlich hoffnungsloſen Brief überſchickt habe, ſo kann ich Dir doch jetzt etwas über eine Art von Ausſicht mittheilen, die ſich, wunderlich genug für die Zukunft, mir auf einer ganz unerwarteten Seite eröffnet. — Du wirſt Dich noch eines Majors Gualtieri erinnern, welchen ich Dir, wenn ich nicht irre, bei Deiner

Anweſenheit in Berlin vor drei Jahren im Schauſpielhauſe vorſtellte[46]). Dieſer noch ziemlich junge Mann, ein Bruder der Kleiſten[47]) von Königs Regiment, geht jetzt in wenig Monaten als Geſandter nach Spanien und will, es iſt ganz ſein eigner Einfall, mich als ſeinen Legationsrath, oder vor der Hand als einen vom König angeſtellten Attaché bei ſeiner Geſandtſchaft mitnehmen. Ihm ſei, ſagt er, ein Legationsrath aufgedrungen worden, von welchem er ſich, wenn es möglich ſei, noch hier, auf jeden Fall aber in Madrid, losmachen werde. In dieſem letzteren Falle müßte ich etwa ein Jahr noch aus eigenen Koſten beſtreiten, ich hätte jedoch Station auf der Reiſe, Wohnung und Tiſch bei ihm in Madrid frei. Er wiſſe kein beſſeres Mittel, mich im Dienſte des Königs wieder feſten Fuß faſſen zu machen, und er wolle, wenn ich auch gleich auf meine erſte Bitte um Anſtellung eine abſchlägige Antwort erhielte (welches ſich morgen oder übermorgen entſcheiden wird), die Ausführung dieſes ganzen Projects bei Hofe übernehmen. Ich erwarte jetzt von Dir, meine theure Schweſter, die Beſtimmung, ob ich mich in dieſen Vorſchlag einlaſſen ſoll oder nicht. Zu einem Amte wird er mir verhelfen, zum Glücke aber nicht. Doch davon ſoll ich Dir nicht ſprechen. Adieu, Adieu.

Dein treuer Bruder Heinrich.

---

[46]) Er iſt aus Rahels Briefen und Varnhagens Schriften hinlänglich bekannt.

[47]) Ihr Gatte war Flügel-Adjutant des Königs, ſie wird in den folgenden Briefen öfter erwähnt.

N. S. Im Fall Du mich nach Spanien — verbannen willſt (wer weiß, ob ich Dich jemals wiederſehe!), ſo muß ich wohl noch einige Zeit hier verweilen, die Sache einzuleiten, und mir zu dieſem Aufenthalte, wenn Du es auftreiben kannſt, einiges Geld ausbitten.

Haſt Du die Wieſe — die Wieſe an der Oder bei Greifers — noch nicht wieder beſucht?

Gleißenberg läßt ſich empfehlen. — Verzeih dieſen liederlichen Brief, er iſt in Eile geſchrieben, um mit Fritzen[48]) zu reden. Ich muß ſoeben wieder zu Gualtieri kommen, der mich in große Affection genommen hat. Er hält die ganze Sache ſchon für ausgemacht, und ich eſſe ſchon alle Tage bei ihm in der Stadt Paris.

29.

Mein liebes Ulrikchen.

Der Major Gualtieri, welcher in einiger Zeit als Geſandter nach Spanien gehen wird, ein Freund meiner Jugend, welcher mir ſchon in Potsdam, als er noch Flügel-Adjutant des Königs war, viel Wohlwollen be-

---

[48]) Friederike von Kleiſt, Heinrichs Schweſter, Gattin des Herrn von Stojentin; vergl. Anmerk. 24.

zeugte, nimmt ſich meiner jetzt mit großer Lebhaftigkeit an und verſpricht mir, wenn ich ſeinem Rathe folgen will, mir mit der Zeit zu einem einträglichen und ehrenvollen Poſten zu verhelfen. Er will, daß ich mit ihm nach Spanien gehen ſoll, wohin ich die Reiſe, dort auch Tiſch, vielleicht nach den Umſtänden auch Wohnung frei haben werde, und giebt mir die Verſicherung, mir für dieſen Fall die Anſtellung als Attaché bei ſeiner Geſandtſchaft, in einem Jahre dort vielleicht eine kleine Zulage vom König und in (höchſtens) drei Jahren den Legationsraths-Poſten ſelber auszuwirken.

Ich habe Dir dies Alles ſchon vor mehr als 14 Tagen geſchrieben, auch um Deinen Rath gebeten, aber keine Antwort erhalten und daher (weil Deine Antwort auf meinen erſten Brief mich doch keinen andern Ausweg hoffen ließ) mich bereits darauf eingelaſſen, ſo daß dieſe Sache durch den Cabinetsrath Lombard ſchon völlig im Gange iſt. — Was dieſe Deine Antwort betrifft, ſo weiß ich nicht, welcher Ausdruck in meinem Schreiben Dich wegen meines Briefes an den König ſo beunruhigt haben kann. Denn wenn ich fühle, was ich mir ſelbſt, ſo weiß ich, was ich dem Könige ſchuldig bin; welches keiner Rede mehr bedürfen ſollte. Auch weiß ich bereits durch Lombard, daß der König zwar eine abſchlägige Reſolution gegeben hat, aber bloß, weil man für mich keinen bezahlten Poſten weiß und mir den Dienſt von unten auf nicht anbieten will. Dieſe königliche Antwort ſelber habe

ich aber bis auf den heutigen Tag (es ſind nun drei Wochen) noch nicht erhalten, bin daher ſchon einigemal (vergebens) bei Haugwitz und Hardenberg, heute endlich wieder in Charlottenburg bei Köckeritz geweſen, der ſich darüber ſehr wunderte, in meiner Gegenwart zu Kleiſten[49]) ſchickte, und, da herauskam, daß eine Unordnung bei Hardenberg oder Haugwitz vorgefallen war, mir rieth, die Sache fallen zu laſſen und einen neuen Brief an den König zu ſchreiben. Dadurch habe ich dieſen Mann einigermaßen in mein Intereſſe gezogen und bin faſt willens, ihm einen neuen Brief an den König zur Einhändigung zu überreichen. — Uebrigens fürchte ich dennoch, daß mir mein erſtes Geſuch immer abgeſchlagen werden wird; mein zweites aber gewiß nicht, man ſieht gar nicht ein, warum? Gualtieri will mich in dieſem Fall mitnehmen nach Landeck in Schleſien, wohin Lombard auch gegangen iſt, um mir dort die nähere Bekanntſchaft dieſes Mannes zu verſchaffen, der ſein ſpecieller Freund iſt. Ich bin dazu ſehr geneigt, beſonders da ich irgend eines Bades ſchlechterdings bedarf; wenn Du nur mich von der Geldſeite darin unterſtützen willſt. — Schicke, wenn Du etwas für mich erübrigen kannſt, dies doch ſobald als möglich nach Berlin an Gleißenberg; ſobald ich drei oder vier Tage von hier abweſend ſein kann, ſo nutze ich ſie, um nach Frankfurt zu reiſen und Dir nähere Auskunft zu geben über dieſe Reiſe nach Spanien,

---

[49]) Vergl. Anmerk. 47.

die ihre gewiſſen Vortheile zwar hat, aber ungeheure Folgen haben kann. Adieu, grüße Alles.

Berlin, den 11. Juli 1804.

Dein Heinrich.

N. S. Du biſt doch nicht krank, daß Du mir nicht geantwortet haſt?

30.

Mein liebes Ulrikchen.

Die Antwort des Königs auf meine Zuſchrift bleibt, auf eine mir ganz unverſtändliche Weiſe, zum zweitenmale aus. Ich habe nicht wagen dürfen, mich bei Köckeritzen nach der Urſach dieſes ſonderbaren Aufſchubs zu erkundigen, da jeder nächſte Tag mir immer die Reſolution noch bringen konnte. Uebermorgen aber geht meine Hoffnung zu Ende, und ich will zum viertenmale nach Charlottenburg hinaus. Denn dieſer ungewiſſe Zuſtand wird mir nach gerade völlig zum Ekel. — Jene bewußten 20 Rthr. ſind, weil die Adreſſe nicht beſtimmt genug war, an den Obriſten Kleiſt, Directeur der Militair-Akademie, abgegeben worden. Ich habe Geld und Brief, leider nicht mehr uneröffnet, empfangen und mich nur betrübt, daß ich dieſem Manne nicht jetzt auch Deine früheren Briefe mittheilen konnte. — Ach, Ulrikchen,

wie unglücklich wäre ich, wenn ich nicht mehr ſtolz ſein könnte! — Werde nicht irre an mir, mein beſtes Mädchen! Laß mir den Troſt, daß Einer in der Welt ſei, der feſt auf mich vertraut! Wenn ich in Deinen Augen nichts mehr werth bin, ſo bin ich wirklich nichts mehr werth! — Sei ſtandhaft! Sei ſtandhaft!

Gualtieri reiſet in einigen Tagen nach Schleſien, um einen Handel in Gang zu bringen, der nach Spanien unternommen werden ſoll. Er wartet wirklich bloß auf die Entſcheidung meines Schickſals, um ſich mich ſogleich vom Könige auszubitten. Er will mich unentgeltlich mitnehmen, und ich brauche nichts, als jene 25 Rthlr., die Ihr mir monatlich ausgeſetzt habt, um eine kleine Börſe bei mir zu führen. Beſorge mir alſo dies Geld, wenn es ſein kann, unverzüglich hierher. Wir reiſen wahrſcheinlich über Frankfurt, und es ſollte mir lieb ſein, wenn ſich Gelegenheit fände, Euch dieſen Menſchen vorzuſtellen, an welchem mir ſelber Alles, bis auf ſeine Liebe zu mir, ſo unbegreiflich iſt. — Adieu! Viele Grüße an Tanten und die Geſchwiſter.

Berlin, den Freitag, Juli 1804.

Heinrich Kleiſt.

N. S. Ich wohne in der Spandauer Straße, Nr. 53.

31.

Meine beſte Ulrike, ich kann Dir jetzt die ſichere Nachricht geben, daß der König mein Geſuch günſtig aufgenommen hat, obſchon ich noch keine officielle Reſolution darüber erhalten habe. Mir hat es Köckeritz vorgeſtern mit einer großen Ermahnung, die Gnade des Königs nicht zum drittenmal auf's Spiel zu ſetzen, auf eine ſehr gütige Art angekündigt und mir gerathen, zu Beym zu gehen und die Beſchleunigung der Reſolution bei dieſem zu betreiben. Der ganze Aufſchub derſelben ſcheint bloß daran zu liegen, daß man den Fonds zu einer kleinen Beſoldung für mich erſt eröffnen muß. Beym war geſtern nicht zu Hauſe, und ich habe jetzt einen Brief an ihn entworfen, der vielleicht geſchickt iſt, ihn ein wenig für meine Sache zu intereſſiren.

Nach Spanien werde ich nun wohl nicht gehen, ſo wenig wie nach Schleſien. Gualtieri zwar glaubt es immer noch vortheilhaft für mich, allein er glaubt nicht, daß es der König jetzt bewilligen werde, indem er, wenn er mich bezahlt, auch wohl wird haben wollen, daß ich unmittelbar für ihn arbeite, nicht, daß ich Gualtieri'n einen Theil ſeiner Geſchäfte in Spanien abnehme. — In dieſem Falle wirſt Du gewiß Dein Wort halten und zu mir nach Berlin kommen, das Einzige, um deſſentwillen mich der glückliche Erfolg meines Geſuches wahrhaft freut. Auch wird Deine Sorge für mich nöthig

ſein, wenn ich mit einer kleinen Beſoldung, die doch gewiß 300 Rthlr. nicht überſteigen wird, meine Bedürfniſſe beſtreiten ſoll. Es kann möglich ſein, mit dieſer Summe auszukommen, aber es iſt eine Kunſt, und man kann ihre Ausübung von einem Menſchen, der dazu einmal nicht taugt, kaum verlangen, ſo wenig als das Seiltanzen oder irgend eine andere Kunſt. Für jetzt wenigſtens, da meine ganze Lebensweiſe noch ſo wenig geordnet ſein kann, geht es mit 25 Rthlr. monatlich nicht, und Ihr müßt ein Einſehen haben. Schickt mir nur vor der Hand meine Betten, wenn es ſein kann; und wenn ich meine paar Möbeln wieder zuſammenfinden könnte, ſo würde ich auch drei oder vier Thaler monatlich wohlfeiler wohnen. Adieu! Adieu! Bald ein Mehreres und, ich hoffe, ganz Beſtimmtes.

Berlin, den 2. Auguſt 1804.

Dein Heinrich.

Antworte bald. Spandauer Straße, Nr. 53.

32.

Mein vortreffliches Mädchen, wie überraſcheſt Du mich mit Deinem Antrage, mit dieſem neuen Beweis Deiner Sorgfalt für mich, die immer noch im Stillen Dein Herz beſchäftigt! Komm, meine Freundin, komm doch gleich zu mir! Gualtieri reiſet wirklich in der Mitte

künftigen Monats ab, er will immer noch, daß ich ihn nach Spanien begleite, lerne doch dieſen Menſchen ſelbſt kennen und die Verhältniſſe, und ſage mir, was ich thun ſoll. In dem Hauſe, in welchem ich wohne, iſt ein Zimmer noch, neben dem meinigen, zu vermiethen, ſehr angenehm, ein wenig theuer; opfre dies für einen Monat! Wenn ich nach Spanien gehe, ſo gehſt Du zu Deiner Tante zurück oder zu Leopolden; und wenn wir zuſammen in Berlin uns etabliren können, ſo kann ich unter Deinen Augen die Anſtalten treffen, die Du für zweckmäßig hältſt. Wie glücklich könnten wir leben! Es würde nicht wie in Paris ſein —! Adieu! Adieu! Antworte mir ſogleich. Ich küſſe Tanten, Minetten und Allen die Hände, die Deiner Liebe zu mir wieder einmal ihre freie Bewegung gelaſſen haben. Adieu! — Auf baldiges Wiederſehen!

Berlin, den 24. Auguſt 1804.

Dein treuer Bruder Heinrich.

N. S. Ich habe geſtern einen Brief an Euch abgeſchickt, doch die Quittung vergeſſen. Hier erfolgt ſie für meine liebe Minette. — Pannwitzens Koffer iſt mit Gleißenberg nach Gulben gegangen, um ihn dort abzugeben. Ich glaubte, Wilhelm würde hingehen. — Gleißenberg bringt mir den meinigen von Dresden mit. — Schreibe mir genau, wann Du eintriffſt, ich komme Dir entgegen.

33.

Meine liebſte Ulrike, ich warte von Tage zu Tage auf eine Entſcheidung vom Miniſter, ob ich vorläufig noch in Berlin bleiben, oder ſogleich nach Franken gehen ſoll. Dieſer Umſtand iſt Schuld, daß ich noch immer angeſtanden habe, mich einzuquartieren, und während dieſer Zeit in einem theuren Gaſthofe gewohnt habe, wo ich nun Mühe haben werde, heraus zu kommen. Du mußt es ſchon bei Minetten ausmachen, daß ſie für dieſe außerordentliche Ausgabe etwas auftreibt, ich arbeite ja aus allen Kräften darauf los, es wieder zu bezahlen. Wenn Du Dich mit ſolchen Dingen nicht befaſſen willſt, ſo erſuche ich Leopold, ihr eine vernünftige Vorſtellung zu machen. Ich werde ja überdies dieſer Vorſchüſſe nicht drei Jahre lang bedürftig ſein, und ſo wird es im Ganzen nicht mehr ausmachen, wenn man es auf die letzten Monate abrechnet. — Wie wäre es auch, wenn Du zu mir herüber kämeſt? Ich bin ſehr traurig. Du haſt zwar nicht mehr viel Mitleiden mit mir, ich leide aber doch wirklich erſtaunlich. Komm alſo nur herüber und tröſte mich ein wenig. Ich weiß doch, daß Du mir gut biſt, und daß Du mein Glück willſt, Du weißt nur nicht, was mein Glück wäre. Nach Potsdam kehr' ich auch nicht zurück, wie ich zu Anfange glaubte; wozu alſo noch länger getrennt ſein? Ich ſehe hier keinen Menſchen und bedarf Deiner lieben Geſellſchaft. Es wird uns ſelbſt eine förmliche Einrichtung nicht viel

mehr koſten, als der Aufenthalt in dieſem heilloſen Gaſthofe. Ich hoffe alſo auf die Erfüllung meiner Bitte. Ich werde noch heute zur Kameken[50]) gehen und ſie auffordern, uns eine Wohnung auszumitteln. Chambre garnie, und Du läßt das Mädchen aus Frankfurt kommen. Wie gern würde ich Dich abholen! Doch ich muß ſchlechterdings in Berlin bleiben. Richte Dich alſo nur ſelbſt ein. Vielleicht kömmſt Du mit der Kleiſten, die ja auch nach Berlin wollte. — Das würde mich ſehr freuen! Adieu!

Berlin, den December 1804. (Im goldenen Stern).

Dein Heinrich.

34.

(Aus Königsberg, im Herbſt 1806).

Meine theuerſte Ulrike.

Wie ſchrecklich ſind dieſe Zeiten! Wie gern möcht' ich, daß Du an meinem Bette ſäßeſt, und daß ich Deine Hand hielte; ich fühle mich ſchon geſtärkt, wenn ich an Dich denke! Werdet Ihr flüchten? Es heißt ja, daß der Kaiſer den Franzoſen alle Hauptſtädte zur Plünderung verſprochen habe. Man kann kaum an eine ſolche Raſerei der Bosheit glauben. Wie ſehr hat ſich Alles beſtätigt, was wir vor einem Jahre ſchon vorausſahen! Man hätte das ganze Zeitungsblatt von heute damals

[50]) Oberhofmeiſterin der Prinzeß Heinrich und Freundin von Ulrike.

ſchon ſchreiben können. Habt Ihr Nachrichten von Leopold und Pannwitz? Vom Regiment Möllendorff ſollen ja nur drei Officiere übrig geblieben ſein. Vierzig tauſend Mann auf dem Schlachtfelde, und doch kein Sieg! Es iſt entſetzlich. Pfuel war, kurze Zeit vor dem Ausbruch des Krieges, Adjutant bei dem General Schmettau geworden, der bei Saalfeld geblieben iſt. Was aus ihm geworden iſt, weiß ich nicht. Auch von Rühlen habe ich ſeit drei Wochen keine Nachrichten erhalten. Sie ſtanden beide bei dem Corps des Prinzen Hohenlohe, das, wie es heißt, eingeſchloſſen und von der Elbe abgeſchnitten iſt. Man kann nicht ohne Thränen daran denken. Denn wenn ſie alle denken, wie Rühle und Pfuel, ſo ergiebt ſich keiner. Ich war vor einiger Zeit willens, nach Berlin zu gehen. Doch mein immer krankhafter Zuſtand macht es mir ganz unmöglich. Ich leide an Verſtopfungen, Beängſtigungen, ſchwitze und phantaſire und muß unter drei Tagen immer zwei das Bette hüten. Mein Nervenſyſtem iſt zerſtört. Ich war zu Ende des Sommers fünf Wochen in Pillau, um dort das Seebad zu gebrauchen; doch auch dort war ich bettlägrig und bin kaum fünf- oder ſechsmal ins Waſſer geſtiegen. Die Präſidentin[51]) hat mir noch ganz kürzlich etwas für Dich aufgetragen, mein Kopf iſt aber ſo ſchwer, daß ich Dir nicht ſagen kann, was?

---

[51]) Wahrſcheinlich Frau von Auerswald, in deren Hauſe Kleiſt viel war.

Es wird wohl nicht mehr, als ein Gruß geweſen ſein. Sie hat durch den Kriegsrath Scheffner etwas von Dir erfahren, von dem Du, glaub' ich, eine Anverwandte geſehen und geſprochen haſt. Uebrigens geht es mir gut. Wenn ich nur an Dir nicht Unrecht gethan hätte, mein theuerſtes Mädchen! Ich bin ſo gerührt, wenn ich das denke, daß ich es nicht beſchreiben kann. Schreibe mir doch, wenn Ihr, wie ich faſt glaube, nach Schorin gehen ſolltet. Denn Minette wird doch ſchwerlich die Franzoſen in Frankfurt abwarten. Vielleicht komm' ich alsdann auch dahin. Kein beſſerer Augenblick für mich, Euch wiederzuſehen, als dieſer. Wir ſänken uns, im Gefühl des allgemeinen Elends, an die Bruſt, vergäßen und verziehen einander und liebten uns, der letzte Troſt in der That, der dem Menſchen in ſo fürchterlichen Augenblicken bleibt. Es wäre ſchrecklich, wenn dieſer Wüthrich ſein Reich gründete. Nur ein ſehr kleiner Theil der Menſchen begreift, was für ein Verderben es iſt, unter ſeine Herrſchaft zu kommen. Wir ſind die unterjochten Völker der Römer. Es iſt auf eine Ausplünderung von Europa abgeſehen, um Frankreich reich zu machen. Doch, wer weiß, wie es die Vorſicht lenkt. Adieu, meine theuerſte Ulrike, ich küſſe Dir die Hand. Zweifle niemals an meiner Liebe und Verehrung. Empfiehl mich allen meinen theuern Anverwandten und antworte mir bald auf dieſen Brief.

Den 24. H. v. Kleiſt.

35.

Königsberg, den 6. December 6.

Meine liebe, vortreffliche Ulrike.

Dein Brief vom 9. November, den ich erſt, Gott weiß, wie es zugeht, heute erhalten habe*), hat mir, ſo iſolirt wie ich von allen meinen Freunden lebe, gleich als ob ſie alle untergegangen wären, ganz unendliche Freude gemacht. Liebe, Verehrung und Treue wallten wieder ſo lebhaft in mir auf, wie in den gefühlteſten Augenblicken meines Lebens. Es liegt eine unſägliche Luſt für mich darin, mir Unrecht von Dir vergeben zu laſſen; der Schmerz über mich wird ganz überwältigt von der Freude über Dich. Mit meinem körperlichen Zuſtand weiß ich nicht, ob es beſſer wird, oder ob das Gefühl desſelben bloß vor der ungeheuern Erſcheinung des Augenblicks zurücktritt. Ich fühle mich leichter und angenehmer, als ſonſt. Es ſcheint mir, als ob das allgemeine Unglück die Menſchen erzöge, ich finde ſie weiſer und wärmer und ihre Anſicht von der Welt großherziger. Ich machte noch heute dieſe Bemerkung an Altenſtein, dieſem vortrefflichen Manne, vor dem ſich meine Seele erſt jetzt mit völliger Freiheit entwickeln kann. Ich habe ihn ſchon, da ich mich unpäßlich fühlte, bei mir geſehen;

*) Es ſtand darauf: iſt gefangen genommen; zurückgeſchickt. — Du mußt das Quartier bezeichnen Löb. Langg. 81.

wir können wie zwei Freunde mit einander reden. An unſere Königin kann ich gar nicht ohne Rührung denken. In dieſem Kriege, den ſie einen unglücklichen nennt, macht ſie einen größeren Gewinn, als ſie in einem ganzen Leben voll Frieden und Freuden gemacht haben würde. Man ſieht ſie einen wahrhaft königlichen Charakter entwickeln. Sie hat den ganzen großen Gegenſtand, auf den es jetzt ankommt, umfaßt; ſie, deren Seele noch vor Kurzem mit nichts beſchäftigt ſchien, als wie ſie beim Tanzen oder beim Reiten gefalle. Sie verſammelt alle unſere großen Männer, die der K* vernachläſſigt, und von denen uns doch nur allein Rettung kommen kann, um ſich; ja ſie iſt es, die das, was noch nicht zuſammengeſtürzt iſt, hält. Von dem, was man ſonſt hier hoffen mag oder nicht, und was man für Anſtalten trifft kann ich Dir, weil es verboten ſein mag, nichts ſchreiben. Der Gen. Kalkreuth nimmt den Abſchied. Der Gen. Rüchel, der dem Könige, daß er hergeſtellt ſei, angekündigt und ſeine Dienſte angeboten hat, hat ſeit acht Tagen noch keine Antwort erhalten. Auch Hardenberg, hör' ich, will dimittiren. Altenſtein weiß noch nicht, ob er wieder in fremde Dienſte gehen oder ſich, mit einem kleinen Vermögen, in den Privatſtand zurückziehen ſoll. Brauſe[52]) habe ich zu meiner größten Freude hier geſprochen. Pfuel hat er in Cüſtrin noch geſprochen, von Rühle weiß er nichts, Leopold war nicht unter den

---

[52]) Später preuß. General.

Todten und Bleſſirten, die er mir nannte. Deine Nachrichten wären mir noch weit intereſſanter geweſen, wenn ich ſie nicht ſo ſpät erhalten hätte. Verſäume nicht, mir, ſobald Du etwas von den Unſrigen erfährſt, es mitzutheilen. Beſonders lieb wäre es mir, wenn Du mir etwas von der Kleiſten ſagen könnteſt, die ich für todt halten muß, weil ſie mir nicht ſchreibt. Nach Schorin komme ich, ſobald es mir möglich ſein wird. Vielleicht habe ich doch den beſten Weg eingeſchlagen, und es gelingt mir, Dir noch Freude zu machen. Das iſt einer meiner größten Wünſche. Lebe wohl und grüße die Unſern.

H. v. Kleiſt.

36.

Ich muß Dich bitten, meine theuerſte Ulrike, ſogleich an die Kleiſten zu ſchreiben. Ich ſchicke Briefe ohne Ende an ſie ab und weiß nicht mehr, ob ſie lebt oder todt iſt. Die Kleiſten beſitzt 30 Louisd'or von mir, Penſion von der K...[53]), für die verfloſſenen Monate April bis September. Hiervon hat ſie zwar 10 Louisd'or, wie ſie mir kurz vor dem Kriege ſchrieb, an Rühlen geliehen; doch dieſe 10 Louisd'or ſind eincaſſirt, oder es ſind doch wenigſtens 20 Louisd'or bei ihr in Caſſa. Ich

[53]) Königin.

brauchte dies Geld bisher nicht, theils, weil ich im Frühjahr von ihr 20, vom December vorigen Jahres bis März gesammelte, Louisd'or erhielt, theils auch, weil ich noch einige Monate lang Diäten vom F. Departement zog. Nun aber setzt mich dieser Krieg, der uns auf eine so unglaubliche Art unglücklich überrascht, in große Verlegenheit. Nicht sowohl dadurch, daß nun vom October aus wahrscheinlich diese Pension ganz aufhören wird: denn ich hatte nicht so darauf gerechnet, daß sie zu meinem Fortkommen ganz unerlaßlich gewesen wäre. Da sie mir ein Jahr lang durchgeholfen hat, so hat sie gewissermaßen ihre Wirkung gethan. Aber dadurch, daß der Postencours gestört ist, und ich weder dies Geld, noch auch Manuscripte, die ich nach Berlin geschickt hatte, oder ihren Werth erhalten kann. Ich bitte Dich also, der Kleisten zu sagen (wenn sie noch lebt! ich weiß nicht, was ich für eine unglückliche Ahndung habe), — daß sie mir dies Geld, durch Anweisung oder durch Wechsel, in die Hände schaffe. Wie wäre es, wenn sie es nach Schorin schickte? Oder nach Frankfurt? Sollte Stojentin nicht dort eine Zahlung haben? Könnte er nicht das Geld in Stolpe, oder in Danzig, zahlen? Oder in Falkenburg, da Borks[54]) aus Falkenburg hier sind, und sie vielleicht eine Anweisung von ihm, aus Gefälligkeit, respectiren würden? Oder giebt es irgend eine andere Art, mir dazu zu verhelfen, da die

---

[54]) Kleist's nahe Verwandte.

directe Ueberſchickung auf der Poſt unmöglich iſt? Intereſſire Dich ein wenig für dieſe Sache, mein liebſtes Ulrikchen. Ich habe auf das Aeußerſte angeſtanden, Dich damit zu beunruhigen, indem ich von Tage zu Tage auf Nachrichten von der Kleiſten wartete; doch die Noth iſt jetzt dringend, und dieſer Schritt nicht mehr auszuweichen. Wenn ich inzwiſchen das Geld nicht in vier bis ſechs Wochen ſpäteſtens erhalten kann, ſo iſt es mir lieber, wenn es bleibt, wo es iſt, indem ich mir alsdann ſchon hier durch den Buchhandel werde geholfen haben: obſchon dies auch, bei ſeinem jetzigen Zuſtande, nicht anders, als mit Aufopferungen, geſchehen kann. Mache Dir nur keine Sorgen, es wäre zu weitläufig, Dir auseinander zu ſetzen, warum Du ruhig ſein darfſt; ich verſichere Dich, daß ohne dieſe zufälligen Umſtände meine Lage gut wäre, und daß ich Dir, wenn der Krieg nicht gekommen wäre, in Kurzem Freude gemacht haben würde. Ich gebe es auch jetzt noch nicht auf und bin

Dein treuer Bruder Heinrich.

Den 31. December.

Schicke dieſen ganzen Brief der Kleiſten, damit ſie doch einmal wieder etwas von meiner Hand ſieht.

37.

Meine theuerſte Ulrike.

Du wirſt zwar ſchon durch Gleißenberg, oder auf welchem Wege es ſei, mein Schickſal erfahren haben, ich muß es Dir aber doch ſelbſt ſchreiben, damit Du mit Genauigkeit und Beſtimmtheit davon unterrichtet wirſt. Ich werde mit Gauvain und Ehrenberg[55]), auf Befehl des Generals Clarke, nach Joux in Frankreich (über Mainz, Straßburg und Beſançon) transportirt, um daſelbſt bis zum Frieden aufbewahrt zu werden. Dir den Grund dieſer gewaltſamen Maßregel anzugeben, bin ich nicht im Stande, auch ſcheint es, als ob uns nichts zur Laſt gelegt würde, als bloß der Umſtand, daß wir von Königsberg kamen. Ich hatte mit einem Paß, den ich mir in Cöslin verſchafft und in Damm und Stettin, wo ich zuerſt franzöſiſche Truppen fand, hatte viſiren laſſen, glücklich Berlin erreicht. Gauvain und ich waren voran gereiſt, Ehrenberg kam den andern Tag nach, unſere übrige Reiſegeſellſchaft hatte ſich von uns getrennt. Wir wollten auch hier unſere Päſſe beim Gouvernement unterzeichnen laſſen, hier aber machte man uns die ſonderbarſten Schwierigkeiten, verhörte uns, verwarf unſere Dimiſſion als falſch und erklärte uns endlich am dritten Tage, daß wir als Kriegsgefangene nach Frankreich transportirt werden würden. Vergebens be-

---

[55]) Beide waren Officiere.

riefen wir uns auf unſere Unſchuld, und daß eine ganze Menge der angeſehenſten Männer unſere Ausſage bekräftigen könnten; ohne uns anzuhören, wurden wir arretirt und am andern Morgen ſchon, durch Gensd'armerie, nach Wuſtermark abgeführt. Du kannſt Dir unſern Schreck und unſere böſen Ausſichten für die Zukunft denken, als wir hier, den gemeinſten Verbrechern gleich, in ein unterirdiſches Gefängniß eingeſperrt wurden, das wirklich nicht abſcheulicher gefunden werden kann. Es gelang uns glücklich, am folgenden Tage einen der Gensd'armen, die uns begleiteten, von der Ungerechtigkeit, die uns betroffen, zu überzeugen; er mußte ſeiner Ordre gehorchen, verſicherte aber, daß er uns von Station zu Station empfehlen würde, und wirklich werden wir auch jetzt an den meiſten Orten, unter einer Bewachung vor dem Zimmer, einquartiert. Kann man ſich aber etwas Uebereilteres, als dieſe Maßregel denken? Man vermißt ganz das gute Urtheil der Franzoſen darin. Vielleicht giebt es nicht drei Menſchen in der Welt, die ihnen gleichgültiger ſein konnten, als wir, in jenem Augenblick. Die Reiſe geht, wie ich Dir ſchon geſagt habe, nach Joux, einem Schloß bei Pontarlier, auf der Straße von Neufchatel nach Paris. Was uns bevorſteht, iſt wahrſcheinlich in einem verſchloſſenen Briefe enthalten, der uns begleitet, und ſchwerlich etwas Beſſeres, als Staatsgefangenſchaft. Ich hoffe immer noch von Tage zu Tage, daß die Verſuche, die wir ſchriftlich beim Gen. Clarke gemacht haben, dieſen überall

als vortrefflich bekannten Mann von unſerer Unſchuld überzeugen werden. Wäre dies nicht, ſo würde ich mir ewig Vorwürfe machen, die Gelegenheiten, die ſich mir täglich und ſtündlich zur Wiedererlangung meiner Freiheit anbieten, nicht benutzt zu haben. Ob mich gleich jetzt die Zukunft unruhig macht, ſo bin ich doch derjenige von meinen beiden Reiſegefährten, der dieſe Gewaltthat am leichteſten verſchmerzen kann; denn wenn nur dort meine Lage einigermaßen erträglich iſt, ſo kann ich daſelbſt meine litterariſchen Projecte eben ſo gut ausführen, als anderswo. Bekümmere Dich alſo meinetwegen nicht übermäßig, ich bin geſunder, als jemals, und das Leben iſt noch reich genug, um zwei oder drei unbequeme Monate aufzuwiegen. Lebe wohl, grüße Alles, ich werde Dir bald wieder ſchreiben und Briefe von Dir in Joux erwarten.

Marburg, den 17. Februar 1807. H. v. Kleiſt.

38.

Chalons sur Marne, den 23. April 1807.

Meine theuerſte Ulrike.

Wenn Du meinen Brief von ohngefähr dem 8. oder 10. Februar erhalten haſt, ſo wirſt Du wiſſen, was für eine ſonderbare Veranlaſſung mich, als einen Staatsgefangenen, nach Frankreich geſprengt hat. Ich ſetze vor-

aus, daß Dir dieſer Brief richtig durch Schlotheim zugekommen iſt, und ſo fahre ich fort, Dir von dem Verlauf meiner Schickſale Nachricht zu geben. Nachdem wir noch mehrere Male in die Gefängniſſe geworfen worden waren und an Orten, wo dies nicht geſchah, Schritte thun mußten, die faſt eben ſo peinlich waren, als das Gefängniß, kamen wir endlich den 5. März im Fort de Joux an. Nichts kann öder ſein, als der Anblick dieſes, auf einem nackten Felſen liegenden Schloſſes, das zu keinem andern Zweck, als zur Aufbewahrung der Gefangenen, noch unterhalten wird. Wir mußten ausſteigen und zu Fuße hinaufgehen; das Wetter war entſetzlich, und der Sturm drohte, uns, auf dieſem ſchmalen, eisbedeckten Wege, in den Abgrund hinunter zu wehen. Im Elſaß und auf der Straße weiter hin gieng der Frühling ſchon auf, wir hatten in Beſançon ſchon Roſen geſehen; doch hier, auf dieſem Schloſſe, an dem nördlichen Abhang des Jura, lag noch drei Fuß hoher Schnee. Man fieng damit an, meinen beiden Reiſegefährten alles Geld abzunehmen, wobei man mich als Dollmetſcher gebrauchte; mir konnte man keins abnehmen, denn ich hatte nichts. Hierauf verſicherte man uns, daß wir es recht gut haben würden, und fieng damit an, uns, jeden abgeſondert, in ein Gewölbe zu führen, das zum Theil in den Felſen gehauen, zum Theil von großen Quaderſteinen aufgeführt, ohne Licht und ohne Luft war. Nichts geht über die Beredſamkeit der Franzoſen. Gauvain kam in das Gefängniß zu ſitzen, in

welchem Touſſaint Louverture geſtorben war; unſere Fenſter waren mit dreifachen Gittern verſehen, und wie viele Thüren hinter uns verſchloſſen wurden, das weiß ich gar nicht; und doch hießen dieſe Behältniſſe anſtändige und erträgliche Wohnungen. Wenn man uns Eſſen brachte, war ein Officier dabei gegenwärtig, kaum daß man uns, aus Furcht vor ſtaatsgefährlichen Anſchlägen, Meſſer und Gabeln zugeſtand. Das Sonderbarſte war, daß man uns in dieſer hülfloſen Lage nichts ausſetzte; aber da man nicht wußte, ob wir Staatsgefangene oder Kriegsgefangene waren (ein Umſtand, den unſere Ordre zweifelhaft gelaſſen hatte): auf welchem Fuß ſollte man uns bezahlen? Der Franzoſe ſtirbt eher und läßt die ganze Welt umkommen, ehe er gegen ſeine Geſetze verfährt. Dieſe Lage war inzwiſchen zu qualvoll, als daß ſie meine beiden Gefährten, die von Natur krankhaft ſind, lange hätten aushalten können. Sie verlangten Aerzte, ich ſchrieb an den Commandanten, und dieſer, der ein edelmüthiger Mann ſchien und das Mißverſtändniß, das bei dieſer Sache obwalten mußte, ſchon vorausſah, verwandte ſich bei dem Gouverneur in Beſançon, worauf man uns andere Behältniſſe anwies, die wenigſtens den Namen der Wohnungen verdienen konnten. Jetzt konnten wir, auf unſer Ehrenwort, auf den Wällen ſpazieren gehen; das Wetter war ſchön, die Gegend umher romantiſch, und da meine Freunde mir für den Augenblick aus der Noth halfen, und mein Zimmer mir Bequemlichkeiten genug zum Arbeiten anbot, ſo war

ich auch ſchon wieder vergnügt und über meine Lage ziemlich getröſtet. Inzwiſchen hatten wir, gleich bei unſerer Ankunft, unſere Memoriale an den Kriegsminiſter eingereicht und die Abſchriften davon an den Prinzen Auguſt geſchickt. Da unſere Arretirung in Berlin in der That ein bloßes Mißverſtändniß war, und uns, wegen unſers Betragens, gar kein beſtimmter Vorwurf gemacht werden konnte, ſo befahl der Kriegsminiſter, daß wir aus dem Fort entlaſſen und, den andern Kriegsgefangenen gleich, nach Chalons sur Marne geſchickt werden ſollten. Hier ſitzen wir nun, mit völliger Freiheit zwar, auf unſer Ehrenwort, doch Du kannſt denken, in welcher Lage, bei ſo ungeheuern Koſten, die uns alle dieſe Reiſen verurſacht haben, und bei der hartnäckigen Verweigerung des Soldes, den die andern Kriegsgefangenen ziehen. Ich habe von neuem an den Kriegsminiſter und an den Prinzen Auguſt geſchrieben, und da es ganz unerhört iſt, einen Bürger, der die Waffen im Felde nicht getragen hat, zum Kriegsgefangenen zu machen, ſo hoffe ich auf meine Befreiung, oder wenigſtens auf gänzliche Gleichſchätzung mit den übrigen Officieren. Daß übrigens alle dieſe Uebel mich wenig angreifen, kannſt Du von einem Herzen hoffen, das mit größeren und mit den größeſten auf das innigſte vertraut iſt. Schreibe mir nur, wie es Dir und den Schorinſchen geht, denn dies iſt der eigentliche Zweck dieſes Briefes, da die Kriegsunruhen, die ſich bald nach meiner Entfernung aus Pommern dahin zogen, mich

mit der lebhafteſten Sorge für Euch erfüllt haben. Lebe wohl und grüße Alles; ſobald ſich mein Schickſal ändert, ſchreib' ich Dir wieder, wenn ich nur Deine Adreſſe weiß. Dein Heinrich v. Kleiſt.

39.

Abſchrift (von Ulrikens Hand).

Wie frohlocke ich, meine theure Ulrike, wenn ich Alles denke, was Du mir biſt, und welch eine Freundin mir der Himmel an Dir geſchenkt hat! Ich höre, daß Du Dich in Berlin aufhältſt, um bei dem Gen. Clarke meine Befreiung zu betreiben. Von Tage zu Tage habe ich auf die Erfüllung des Verſprechens gewartet, das er Dir und der Kl. darüber gegeben haben ſoll, und angeſtanden, Dir zu ſchreiben, um Dich nicht zu neuen, allzu frühzeitigen Vorſtellungen zu verleiten. Man hätte Dir die Antwort geben können, daß der Befehl darüber noch nicht an den hieſigen Commandanten angekommen wäre: jetzt, nach einer faſt vierwöchentlichen vergeblichen Erwartung, ſcheint es mir wahrſcheinlich, daß gar keiner ausgefertigt worden iſt, und daß man Dich, mein vortreffliches Mädchen, bloß mit Vorſpiegelungen abgefertigt hat. Ich weiß ſogar aus einer ſichern Quelle, daß der hieſige Commandant wegen meiner Inſtructionen hat, die mit dem guten Willen, mich los zu laſſen, nicht in

der beſten Verbindung ſtehen. Inzwiſchen iſt meine Lage hier, unter Menſchen, die von Schmach und Elend niedergedrückt ſind, wie Du Dir leicht denken kannſt, die widerwärtigſte; ob ein Frieden überhaupt ſein wird, wiſſen die Götter; und ich ſehne mich in mein Vaterland zurück. Es wäre vielleicht noch ein neuer Verſuch bei dem Gen. Clarke zu machen. Vielleicht, daß er immer noch geglaubt hat, etwas heraus zu bringen, wo nichts heraus zu bringen iſt, daß er mit dieſem Verfahren Zeit gewinnen wollen uud ſich jetzt endlich von der Nutzloſigkeit meiner Gefangenſchaft überzeugt hat. Wie gern möchte ich Dir, zu ſo vielem Andern, auch noch die Befreiung daraus verdanken! Wie willkommen iſt mir der Wechſel geweſen, den Du mir durch Schlotheim überſchickt haſt! Es wird Dir unerhört ſcheinen, wenn ich Dich verſichere, daß ich während der ganzen zwei erſten Monate meiner Gefangenſchaft keinen Sol erhalten habe, daß ich von einem Ort zum andern verwieſen worden bin, daß mir auch noch jetzt alle Reclamationen nichts halfen, und kurz, daß ich darum förmlich betrogen worden bin. Der allgemeine Grund war immer der, daß man nicht wüßte, ob man mich als Staatsgefangenen oder Kriegsgefangenen behandeln ſollte; und ob ich während dieſes Streits verhungerte, oder nicht, war einerlei. Jetzt endlich hat es der hieſige Commandant durchgeſetzt, daß ich das gewöhnliche Tractament der kriegsgefangenen Officiere von 37 Franken monatlich erhalte. Dies und Dein Wechſel ſchützt mich

vor der Hand vor Noth; und wenn jetzt nur bald ein Befehl zu meiner Befreiung ankäme, ſo würde ich mit den Indemnitäten, die die reiſenden Officiere erhalten, meine Rückreiſe noch beſtreiten können. Zwar wenn der Friede nicht bald eintritt, ſo weiß ich kaum, was ich dort ſoll. Glück kann unter dieſen Umſtänden Niemandem blühen, doch mir am wenigſten. Rühle hat ein Manuſcript, das mir unter andern Verhältniſſen das Dreifache werth geweſen wäre, für 24 Louisd'or verkaufen müſſen[56]). Ich habe deren noch in dieſem Augenblick zwei fertig; doch ſie ſind die Arbeit eines Jahres, von deren Einkommen ich zwei hätte leben ſollen und nun kaum ein halbes beſtreiten kann. Inzwiſchen bleibt es immer das Vortheilhafteſte für mich, zurück zu kehren und mich irgendwo in der Nähe des Buchhandels aufzuhalten, wo er am wenigſten daniederliegt. — Doch genug jetzt von mir. Es iſt widerwärtig, unter Verhältniſſen, wie die beſtehenden ſind, von ſeiner eigenen Noth zu reden. Menſchen von unſerer Art ſollten immer nur die Welt denken. Was ſind dies für Zeiten! Und das Heilloſeſte daran iſt, daß man nicht einmal davon reden darf. — Schreibe mir bald, daß ich nach Berlin zurückkehren kann. . . .[57]) und die Kleiſten ſind jetzt nicht mehr da, meine ganze Hoffnung beruht auf Dir. Adieu.

Chalons sur Marne, den 8. Mai 1807.

Heinrich v. Kleiſt.

---

[56]) Das Manuſcript des „Amphitryon."

[57]) Der Name iſt ganz unleſerlich geſchrieben.

40.

Endlich, meine vortreffliche Ulrike, iſt, wahrſcheinlich auf Deine wiederholte Verwendung, der Befehl vom Gen. Clarke zu meiner Loslaſſung angekommen. Ich küſſe Dir die Stirn und die Hand. Der Befehl lautet, daß ich, auf Ehrenwort, eine vorgeſchriebene Straße befolgen und mich in Berlin beim Gen. Clarke melden ſoll, der mich ſprechen will. So mancherlei Gedanken mir dies auch erregt, ſo würde ich doch ſogleich meine Reiſe antreten, wenn ich nicht unpäßlich wäre; wenn man nicht die Unedelmüthigkeit hätte, mir die Diäten zu verweigern, die ich mir jedoch noch auszuwirken hoffe; und wenn ich nicht einen Wechſel vom Buchhändler Arnold aus Dresden erwarten müßte, für ein Manuſcript, das Rühle daſelbſt verkauft hat, und von dem er mir geſchrieben hat, daß er um dieſe Zeit abgehen würde. Alle dieſe Gründe ſind Schuld daran, daß ſich meine Abreiſe vielleicht noch vierzehn Tage oder drei Wochen verſpäten wird; doch da ſich der Frieden jetzt abſchließt, und nach dem Abſchluß auch die Auswechſelung der Gefangenen ſogleich vor ſich gehen muß, ſo ergiebt ſich vielleicht alsdann eine ſo viel wohlfeilere Gelegenheit, abzureiſen, wenngleich der Aufenthalt bis dahin hier ſo viel koſtſpieliger wird, da ich keinen Sold mehr beziehe.

Die Abſicht dieſes Briefes iſt, Dir, nach der Mittheilung dieſer Nachricht, einen Vorſchlag zu machen.

Die Kl. hat mich versichert, daß die Pension von der K.[58]) nach dem Abschluß des Friedens wieder ihren Fortgang nehmen würde. Da jedoch hierin wenig Sicherheit liegt: denn wer steht uns für einen neuen Krieg? so ist der Plan, diese Pension bei der nächsten Gelegenheit in eine Präbende zu verwandeln; und hierin läge denn schon mehr Sicherheit. Wir wollen einmal annehmen, daß uns das Glück auf diese Art günstig wäre; daß ich vor der Hand die Pension und in einiger Zeit, statt ihrer, die Präbende erhielte: was ließe sich wohl damit anfangen?

Ich versichere Dich, meine theuerste Ulrike, daß mir Deine Lage und das Schmerzhafte, das darin liegen mag, so gegenwärtig ist, als Dir selbst. Ich weiß zwar, daß Du Dich in jedem Verhältniß, auch in dem abhängigsten, würdig betragen würdest; doch die Forderungen, die Dein innerstes Gefühl an Dich macht, kannst Du nicht erfüllen, so lange Du nicht frei bist. Ich selbst kann in keiner Lage glücklich sein, so lange ich es Dich nicht, in der Deinigen, weiß. Ohne mich würdest Du unabhängig sein; und so mußt Du (ich fühle die Verpflichtung auf mir, was Du auch dagegen einwenden mögest), Du mußt es auch wieder durch mich werden. Wenn ich mit Aeußerungen dieser Art immer sparsam gewesen bin, so hatte das einen doppelten Grund: einmal, weil es mir zukam, zu glauben, daß Du solche

---

[58]) Vergl. Anmerk. 53.

Gefühle bei mir vorausſetzteſt, und dann, weil ich dem Uebel nicht abhelfen konnte.

Doch jetzt, dünkt mich, zeigt ſich ein Mittel, ihm abzuhelfen; und wenn Du nicht willſt, daß ich mich ſchämen ſoll, unaufhörlich von Dir angenommen zu haben, ſo mußt Du auch jetzt etwas von mir annehmen. Ich will Dir die Penſion und das, was in der Folge an ihre Stelle treten könnte, es ſei nun eine Präbende, oder etwas Anderes, abtreten. Es muß mit dem Reſt Deines Vermögens für ein Mädchen, wie Du biſt, hinreichen, einen kleinen Haushalt zu beſtreiten. Laß Dich damit, unabhängig von mir, nieder; wo? gleichviel; ich weiß doch, daß wir uns über den Ort vereinigen werden. Ich will mich mit dem, was ich mir durch meine Kunſt erwerbe, bei Dir in die Koſt geben. Ich kann Dir darüber keine Berechnung anſtellen; ich verſichere Dich aber, und Du wirſt die Erfahrung machen, daß es mich, wenn nur erſt der Frieden hergeſtellt iſt, völlig ernährt. Willſt Du auf dieſe Verſicherung hin nichts thun, ſo lebe die erſte Zeit noch bei Schönfeldt, oder in Frankfurt, oder wo Du willſt; doch wenn Du ſiehſt, daß es damit ſeine Richtigkeit hat, alsdann, mein liebſtes Mädchen, verſuche es noch einmal mit mir. Du lieſeſt den Rouſſeau noch einmal durch und den Helvetius, oder ſuchſt Flecken und Städte auf Landkarten auf; und ich ſchreibe. Vielleicht erfährſt Du noch einmal in einer ſchönen Stunde, was Du eigentlich auf der Welt ſollſt. Wir werden glücklich ſein! Das Ge-

fühl, mit einander zu leben, muß Dir ein Bedürfniß ſein, wie mir. Denn ich fühle, daß Du mir die Freundin biſt, Du Einzige auf der Welt! Vergleiche mich nicht mit dem, was ich Dir in Königsberg war. Das Unglück macht mich heftig, wild und ungerecht; doch nichts Sanfteres und Liebenswürdigeres, als Dein Bruder, wenn er vergnügt iſt. Und vergnügt werde ich ſein und bin es ſchon, da ich den erſten Forderungen, die meine Vernunft an mich macht, nachkommen kann. Denke über Alles dies nach, meine theuerſte Ulrike; in Berlin, wo ich Dich noch zu finden hoffe, wollen wir weitläufiger mit einander darüber reden. In drei Wochen ſpäteſtens muß ich hier abgehen können; und in der fünften bin ich dann in Deinen Armen. Adieu; grüße Gleißenberg.

Dein Heinrich.

Chalons, den 14. Juli.

N. S. Ich muß Dir ſagen, meine theuerſte Ulrike, daß ich mich anders entſchloſſen habe. Man hat mir die Reiſe-Entſchädigung bewilligt; und da ich mir den Wechſel von Rühlen, geſetzt er wäre ſchon von Dresden abgegangen, nach Berlin nachſchicken laſſen, und dort immer Handlungshäuſer ſein müſſen, die hier Forderungen haben, und bei denen er folglich geltend gemacht werden kann: ſo will ich mich, auf jene Ungewißheit hin, nicht länger aufhalten, ſondern ſogleich abgehen. Ich habe Rühlen geſchrieben, daß wenn der Wechſel noch nicht abgegangen iſt, er jetzt zu Dir nach

Berlin geſchickt werden ſoll. Thue mir doch den Gefallen und wiederhole ſchriftlich dieſe Beſtimmung an ihn, wenn Du irgend ſeine Wohnung in Dresden genau erfahren kannſt; denn da ich zwiſchen zwei unglücklichen Hausnummern immer geſchwankt habe, ſo fürchte ich noch obenein, daß ihn mein Brief verfehlt. Auch einliegenden Brief an die Kleiſten bitte ich mit der Adreſſe zu verſehen, weil ich lange nichts von ihr geſehen habe und nicht weiß, ob ſie noch in Leuthen iſt. In drei, ſpäteſtens vier Tagen gehe ich hier, und wenn ich es irgend möglich machen kann, mit dem Courier ab, reiſe Tag und Nacht und bin in vierzehn, höchſtens ſechzehn Tagen bei Dir. Adieu. Ich drücke Dich im Voraus ſchon an meine Bruſt. Grüße Gl. und Alles, was mir ein wenig gut iſt.

H. K.

41.

Ich habe verſucht, meine theuerſte Ulrike, Dir zu ſchreiben; doch meine Lage iſt ſo reich, und mein Herz ſo voll des Wunſches, ſich Dir ganz mitzutheilen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen und enden ſoll. Schreibe mir doch, ob ich nach Wormlage[59]) kommen darf, um

---

[59]) Ein Gut in der Lauſitz, wo die Familie von Schönfeldt wohnte.

Dich zu ſprechen? Oder ob wir uns nicht, auf halbem Wege irgendwo ein Rendezvous geben können? Ich ſollte denken, dies letztere müßte möglich ſein. Ich will Dich zu bewegen ſuchen, zu einer Buch-, Karten- und Kunſthandlung, wozu das Privilegium erkauft werden muß, 500 Rthlr. zu 5 prCt. auf ein Jahr herzugeben. Adam Müller (ein junger Gelehrter, der hier im Winter, mit ausgezeichnetem Beifall, öffentliche Vorleſungen hält), Rühle und Pfuel (dem ſein Bruder das Geld dazu hergiebt) ſind die Intereſſenten. Dir alle Gründe darzuthun, aus welchen die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit dieſer Unternehmung hervorgeht, iſt ſchriftlich unmöglich. Rühle, der mit dem Prinzen jetzt hier iſt, und der Pfuelen, durch den Unterricht, den dieſer dem Prinzen giebt, eine Penſion von 600 Rthlr. verſchafft hat, iſt von einer practiſchen Geſchicklichkeit, alles um ſich herum geltend zu machen, die bewunderungswürdig und ſelten iſt. Der Herzog würde ihm ſehr gern, nach Verlauf der Erziehungsperiode, einen Poſten in ſeinem Lande geben; doch da ſein unerläßliches Bedürfniß iſt, frei zu ſein, ſo will er Alles an dieſes Jahr ſetzen, um es für die übrige Lebenszeit zu werden. Er iſt es daher auch eigentlich, der an die Spitze des ganzen Geſchäfts treten wird; ein Umſtand, der, dünkt mich, nicht wenig für die Sicherheit ſeines Erfolges ſpricht. Er ſowohl, als ich, haben jeder ein Werk drucken laſſen, das unſern Buchhändlern ſechsmal ſo viel eingebracht hat, als uns. Vier neue Werke liegen faſt zum Druck bereit; ſollen wir

auch hiervon den Gewinn Andern überlaſſen, wenn es nichts als die Hand danach auszuſtrecken koſtet, um ihn zu ergreifen? Die 1200 Rthlr., die das Privilegium koſtet, können nie verloren gehen; denn mißglückt die Unternehmung, ſo wird es wieder verkauft; und die Zeiten müßten völlig eiſern ſein, wenn es nicht, auch im ſchlimmſten Fall, einen größern Werth haben ſollte, als jetzt. Die ganze Idee iſt, klein und nach liberalen Grundſätzen anzufangen und das Glück zu prüfen; aber, nach dem Vorbild der Fugger und Medicis, Alles hinein zu werfen, was man auftreiben kann, wenn ſich das Glück deutlich erklärt. Erwäge alſo die Sache, mein theuerſtes Mädchen, und wenn Du Dich einigermaßen in dieſen Plan, der noch eine weit höhere Tendenz hat, als die merkantiliſche, hineindenken kannſt, ſo ſei mir zu ſeiner Ausführung behülflich. Ich kann Dir, wie ſchon erwähnt, nicht Alles ſagen, was ich auf dem Herzen habe, Du müßteſt ſelbſt hier ſein und die Stellung, die wir hier einnehmen, kennen, um beurtheilen zu können, wie günſtig ſie einer ſolchen Unternehmung iſt. Faſt möchte ich Dich dazu einladen! Ich würde Dich in die vortrefflichſten Häuſer führen können, bei Haza's, bei Baron Buol (kaiſerl. öſterr. Geſandten), beim App. Rath Körner u. ſ. w., Häuſer, in deren jedem ich faſt, wie bei der Kl. in Potsdam, bin. Zwei meiner Luſtſpiele, das eine gedruckt, das andere im Manuſcript[60]), ſind ſchon

[60]) „Der Amphitryon“ und „der zerbrochene Krug.“

mehrere Male in öffentlichen Gesellschaften, und immer mit wiederholtem Beifall, vorgelesen worden. Jetzt wird der Gesandte sogar, auf einem hiesigen Liebhaber-Theater, eine Aufführung veranstalten, und Fitt[61]) (den Du kennst) die Hauptrolle übernehmen. Auch in Weimar läßt Göthe das eine aufführen. Kurz, es geht Alles gut*), meine liebste Ulrike, ich wünsche bloß, daß Du hier wärest und es mit eigenen Augen sehen könntest. Schreibe mir, auf welche Art wir es machen, daß wir uns auf einen Tag sprechen, und sei versichert, daß ich ewig Dein treuer Bruder bin.

Dresden, den 17. September 1807. H. v. Kl.

42.

Ich setze mich nur auf ein paar Augenblicke hin, meine theuerste Ulrike, um Dich zu fragen, ob Du nicht meinen Brief erhalten hast, den ich schon vor drei Wochen von hier abgesendet habe? In diesem Briefe ließ ich mich weitläufig über meine Lage, über die Zu-

---

[61]) Vermuthlich ist der General Vieth gemeint.

*) Kürzlich war ich mit dem österr. Gesandten in Töplitz bei Gentz, wo ich eine Menge großer Bekanntschaften machte. — Was würdest Du wohl sagen, wenn ich eine Directions-Stelle beim Wiener Theater bekäme? — Grüße Alles in Wormlage.

kunft, und ein Project aus; Dinge, deren keines ich berühren kann, ohne mich auf bogenlanges Schreiben gefaßt zu machen. Ich weiß zwar, daß Briefe von hier in die Lauſitz ſehr langſam gehen, Lamprecht, den ich hier geſprochen habe, iſt einer neunzehn Tage unterweges geweſen; doch ſollte überhaupt vielleicht die Adreſſe bei Alt-Döbern falſch ſein? Und doch weiß ich keine andere zu ſetzen. — Antworte mir ſobald wie möglich hierauf. Denn, wie geſagt, wenn Du dieſen Brief nicht erhalten haſt, ſo muß ich ihn noch einmal ſchreiben; und Du weißt, wie ungern ich an ſolche weitläufige Erörterungen gehe. — Ich wollte, Du wäreſt hier, um Dich mit mir zu freuen und Alles mit eigenen Augen ſelbſt zu ſehen. Schriftlich kann ich Dir kaum etwas Anderes ſagen, als nur im Allgemeinen, daß es mir gut geht. Es erfüllt ſich mir Alles, ohne Ausnahme, worauf ich gehofft habe; — gieb mir nur erſt, wie geſagt, Nachricht von Dir, ſo ſollſt Du mehr hören. Es wäre ſonderbar, wenn grade der erſte Brief, der Dir Freude zu machen beſtimmt war, hätte verloren gehen müſſen. Grüße Alles, lebe wohl und ſchreibe bald

Deinem treuen Bruder
Hr. Kleiſt.

Dresden, den 3. October 1807.
Pirnſche Vorſtadt, Rammſche Gaſſe Nr. 123.

43.

Deine Unluſt am Schreiben, meine theuerſte Ulrike, theile ich nicht mehr mit Dir, ſeitdem es mir vergönnt iſt, Dich mit frohen Dingen unterhalten zu können. Es geht mir in jedem Sinne ſo, wie ich es wünſche, und in dem Maaße, als der Erfolg jetzt meine Schritte rechtfertigt, geht mir ein ganzer Stoff zu einer, die Vergangenheit erklärenden, Correſpondenz auf, mit der ich Dir noch verſchuldet bin. Ich wußte wohl, daß Du mir in einem Falle, wo es in der That darauf ankommt, mir ein Vermögen zu verſchaffen, nach ſo vielen Aufopferungen, die letzte nicht verweigern würdeſt, die ihre ganze ſchöne Reihe ſchließt. Wenn es möglich geweſen wäre, raſcher zu ſein, ſo hätten wir ſchon, bei der gegenwärtigen Leipziger Meſſe, in den Buchhandel eintreten können; doch ſo hat dieſe Verzögerung andere nach ſich gezogen, ſo daß wir uns jetzt nicht eher, als bei der nächſtfolgenden, werden darin zeigen können. Inzwiſchen hat dieſer Aufſchub doch auch ſein Gutes gehabt. Denn ſtatt des Privilegii, das nun verkauft iſt, hat uns der Hr. von Carlowitz, einer der reichſten Particuliers des Landes, ein unentgeltliches Privilegium in ſeiner Immediatſtadt Liebſtadt angeboten; ein ganz vortrefflicher Umſtand, da wir dadurch das Recht bekommen, hier in Dresden ein Waarenlager zu halten, und ſomit aller Vortheile eines ſtädtiſchen Privilegii

theilhaftig werden. Ferner iſt während deſſen, durch den hieſigen franzöſiſchen Geſandten, der ſich ſchon während meiner Gefangenſchaft für mich intereſſirt hatte, und deſſen nähere Bekanntſchaft mir nun geworden iſt, an Clarke in Paris geſchrieben worden — — —[62]); wodurch, wie Du leicht denken kannſt, die Aſſiette des ganzen Inſtituts mit einem Male gegründet wäre. Du wirſt nicht voreilig ſein, politiſche Folgerungen aus dieſem Schritte zu ziehen, über deſſen eigentliche Bedeutung ich mich hier nicht weitläufiger auslaſſen kann. — Was nun, zur Antwort auf Deinen Brief, den Termin anbetrifft, an welchem ich das Geld erhalten müßte, ſo kann ich Dir dieſen jetzt genau nicht ſagen, indem ſich, wie geſagt, das Geſchäft ein wenig in die Länge gezogen hat; inzwiſchen würdeſt Du es doch zu Neujahr in Bereitſchaft halten müſſen, da von dieſem Zeitpunct an für die kommende Meſſe vorgearbeitet werden muß. Uebrigens muß es Conventionsgeld ſein, d. h. der Werth davon, gleichviel in welcher Münzart, wenn nur nicht preußiſch. Wenn es uns mit ....[63]) glücken ſollte (ich bitte Dich, nichts von dieſer Sache zu ſagen), ſo würde es vielleicht nöthig ſein, ſo ſchnell und ſo viel Geld herbei zu ſchaffen, daß ich noch nicht recht weiß, wie wir uns aus dieſer Verlegenheit ziehen werden. 2000 Rthlr. haben wir in Allem zuſammen; doch Du

[62]) Hier ſind vier Zeilen mit großer Sorgfalt ausgeſtrichen, wie es ſcheint, mit anderer Dinte, als mit der der Brief geſchrieben iſt.

[63]) Wieder einige Worte ſorgfältig ausgeſtrichen.

kannſt leicht denken, daß eine ſolche Unternehmung mehr erfordert, als dies. Ich nehme hier Gelegenheit, zu einem andern Gegenſtand überzugehen. Mein Auskommen wird mir in der Folge, wenn Alles gut geht, aus einer doppelten Quelle zufließen; einmal aus der Schriftſtellerei, und dann aus der Buchhandlung. Da ich die Manuſcripte, die ich jetzt fertig habe, zum eigenen Verlag aufbewahre, ſo ernähre ich mich jetzt bloß durch fragmentariſches Einrücken derſelben in Zeitſchriften und Verkauf zum Aufführen an ausländiſche Bühnen; und doch hat mir dies ſchon nahe an 300 Rthlr. eingebracht (der öſterr. Geſandte hat mir 30 Louisd'or von der Wiener Bühne verſchafft), woraus Du leicht ſchließen kannſt, daß die Schriftſtellerei allein ſchon hinreicht, mich zu erhalten. Wie wär's alſo, mein theuerſtes Mädchen, wenn Du, ſtatt meiner, als Actionair in den Buchhandel träteſt, der von jener Schriftſtellerei ganz abgeſondert iſt? Du haſt immer gewünſcht, Dein Vermögen in einer Unternehmung geltend zu machen; und eine günſtigere Gelegenheit iſt kaum möglich, da der Vortheil, nach einem mäßigen mittlern Durchſchnitt, 22 prCt. iſt. Ich verlange gar nicht, daß Du Dich hierüber kategoriſch erklärſt, Du mußt nothwendig ſelbſt hier ſein, um Dich von dem innern Zuſammenhang der Sache und der Solidität derſelben zu überzeugen. Es kommt gar nicht darauf an, Dich gleich mit Deinem ganzen Vermögen hinein zu werfen, ſondern nur mit einer etwas größern Summe, als jene 500 Rthlr., und den Augenblick, wo

das Uebrige zu wagen wäre, von der Zeit zu erwarten. Allerdings müßteſt Du, in dieſem Falle, jene Erklärung, die Du mir auf unſerer Reiſe von Gulben nach Wormlage gemacht haſt, zurücknehmen und Dich entſchließen können, mit mir zuſammen zu leben. Und dies würde doch nicht ſchlechterdings unmöglich ſein? Wenn Du vor der Hand auf dies Alles noch nicht eingehen willſt, ſo bleibt es beim Alten, d. h. bei der Verzinſung und Zurückzahlung des Capitals. Ich ſagte es nur, weil ich wünſche, Dir einen Vortheil verſchaffen zu können, und weil eine Art von Ungerechtigkeit darin liegt, Dir das Geld zu 5 prCt. zu verintereſſiren, während es mir viermal ſo viel abwirft. Nichts iſt mir unangenehmer, als daß Du ganz abgeſondert biſt von der litterariſchen Welt, in dem Augenblick, da Dein Bruder zum zweitenmal darin auftritt. Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn Du hier wäreſt. Eben jetzt wird in der Behauſung des öſterr. Geſandten, der ſelbſt mitſpielt, ein Stück von mir, das noch ein Manuſcript iſt, gegeben, und Du kannſt wohl denken, daß es in den Geſellſchaften, die der Proben wegen zuſammenkommen, Momente giebt, die ich Dir, meine theuerſte Ulrike, gönne; warum? läßt ſich beſſer fühlen, als angeben. Auch biſt Du ſchon völlig in dieſen Geſellſchaften eingeführt, und es braucht nichts, als Deine Erſcheinung, um wie unter Bekannten darin zu leben. Leopold und Guſtel ſtehen in Deinem Briefe auf eine ſonderbare Art neben einander. Man könnte ihnen beiden gratuliren, — auch

beide bedauern; doch dies ist zu hamletisch für diesen Augenblick: ich küsse sie und schweige. Adieu, lebe wohl, meine liebste Ulrike, grüße Alles und antworte mir bald. Wer hat denn die Hemden gemacht?

Dresden, den 25. October 1807. Hr. Kleist.

N. S. Den 10. October bin ich bei dem österr. Gesandten an der Tafel mit einem Lorbeer gekrönt worden; und das von zwei niedlichsten kleinen Händen, die in Dresden sind. Den Kranz habe ich noch bei mir. In solchen Augenblicken denke ich immer an Dich. Adieu, Adieu, Adieu! — Du wirst mich wieder lieb bekommen.

Die Quittungen erfolgen hierbei. Aber mit denen vom Januar und Februar 1806 hat es nicht seine Richtigkeit. Wann hörten denn die Vorschüsse auf?

44.

Ich habe gewagt, meine theuerste Ulrike, auf die 500 Rthlr., die Du mir versprachst, zu rechnen, und in der Hoffnung, daß sie mit Weihnachten eingehen werden, den Verlag eines Kunstjournals, Phöbus, mit Adam Müller anzufangen. Die Verlagskosten, für den ganzen Jahrgang, betragen 2500 Rthlr., wozu Rühle 700 und Pfuel 900 Rthlr. hergeben, macht mit meinen 500 Rthlrn.

in Allem 2100 Rthlr., der Reſt kann von dem, was monatlich eingeht, ſchon beſtritten werden. Es iſt noch nie eine Buchhandlung unter ſo günſtigen Ausſichten eröffnet worden; eben weil wir die Manuſcripte ſelbſt verfertigen, die wir drucken und verlegen. Rühle's Buch über den Feldzug hat die zweite Auflage erlebt; er bekömmt zum zweitenmale von Cotta 300 Thlr. Und hätte er es ſelbſt verlegt, ſo wären 2000 Rthlr. das Mindeſte, was es ihm eingebracht hätte. Das erſte Heft des Phöbus wird Ende Januars erſcheinen; Wieland auch (der alte) und Johannes Müller, vielleicht auch Göthe, werden Beiträge liefern. Sobald die Anzeigen gedruckt ſind, werde ich Dir eine ſchicken. Ich wünſche nichts, als daß Du hier wäreſt, um Dich von dem innerſten Weſen der Sache beſſer überzeugen zu können. Ich bin im Beſitz dreier völlig fertigen Manuſcripte, deren jedes mir denſelben Gewinn verſchaffen würde, den wir von dem Journal erwarten, und das ich nur bloß nicht drucken laſſen kann, weil mir das Geld dazu fehlt. Inzwiſchen denken wir doch, daß wir zu Oſtern ſchon ſo viel zuſammengebracht haben, um eines davon: Pentheſilea, ein Trauerſpiel, zu verlegen. Wenn Du Dich entſchließen könnteſt, hierher zu ziehen, ſo wären folgende Sachen gewiß: 1. ich würde Dir im erſten Jahre nichts koſten; 2. im zweiten würd' ich Dich unterſtützen können; 3. Du würdeſt mit eigenen Augen ſehen können, ob die Sache glückt, oder nicht; 4. Du würdeſt Dich, wenn ſie glückt, mit Deinem ganzen Vermögen hineinwerfen können;

5. dadurch würde die Sache, die ſich vielleicht ſonſt nur langſam entwickelt, ganz ſchnell reifen; und 6. und letzteres, wir würden uns einander lieben können. Was willſt Du gegen ſo viel Gründe einwenden? — Ueberlege Dir die Sache und ſchreibe mir. Ich muß ſchließen, ich bin wieder ein Geſchäftsmann geworden, doch in einer angenehmeren Sphäre, als in Königsberg. — Was wäre doch wohl in Königsberg aus mir geworden? — Adieu, grüße Alles, was mir gut iſt, vielleicht komme ich im Frühjahr auf ein paar Tage und ſehe, was ihr macht.

Dresden, den 17. December 1807. Dein Heinrich.

45.

Dresden, den 5. Januar 1808.

Es ſind nun ſchon wieder nahe an drei Monate, meine theuerſte Ulrike, daß ich keine Zeile von Deiner Hand geſehen habe. Dieſes Wormlage liegt in einem ſolchen Winkel der Erde, daß die Poſt es gar nicht kennt, und der Eine ſagt, die Briefe giengen über Berlin, der Andre, über Cottbus. Ich ſchicke Dir alſo dieſen Boten, als eine Art von Execution, die nicht eher von Dir gehe, als bis Du Dich zu einer Antwort entſchloſſen haſt. Setze Dich ſogleich hin, mein liebſtes Mädchen,

und ſchreibe mir, warum das Geld, das Du mir zu Weihnachten verſprochen haſt, ausgeblieben iſt? Jeder Grund iſt zu verſchmerzen, nur nicht der, daß Du mir böſe biſt. Wenn Du es nicht auftreiben kannſt, was ſehr wohl möglich iſt, ſo muß ich dies wenigſtens wiſſen, damit irgend ein anderer Rath geſchafft werden kann. Denn unſere litterariſche Unternehmung, die den beſten Fortgang verſpricht, iſt in vollem Laufe; Dresden allein bringt funfzig Subſcribenten auf, woraus Du das Reſultat des Ganzen berechnen magſt, wenn Du auch nur annimmſt, daß von den übrigen Städten in Deutſchland jede 1 nimmt. Die Horen ſetzten 3000 Exemplare ab; und ſchwerlich konnte man ſich, bei ihrer Erſcheinung, lebhafter dafür intereſſiren, als für den Phöbus. Durch alle drei Hauptgeſandten dieſer Reſidenz (den franzöſiſchen, öſterreichiſchen und ruſſiſchen, welcher letzterer ſogar — Gr. Kanikow — Aufſätze hergiebt) circuliren Subſcriptionsliſten, und wir werden das erſte Heft auf Velin durch ſie an alle Fürſten Deutſchlands ſenden. Es kömmt Alles darauf an, daß wir die Unternehmung, in den drei erſten Monaten, aus eigner Caſſe beſtreiten können, um nachher in jeder Rückſicht völlig gedeckt zu ſein. Schreibe mir alſo unverzüglich, ob Du mir mit einem Vorſchuß zu Hülfe kommen kannſt, oder nicht; und wenn es bloß daran liegt, daß Du das Ganze, was Du verſprachſt, nicht auftreiben kannſt, ſo ſchicke den Theil, den Du vorräthig hatteſt, und zwar gleich, durch meinen Boten, welches ein zum Poſtamt gehöriger

Portechaiſen-Träger und völlig ſicher. Ich ſchicke Dir eine handvoll Anzeigen, damit Du auch, oder wer es ſei, eine Subſcription, wo ſich eine Gelegenheit findet, veranlaſſen kannſt. Julchen kann eine oder zwei an Martini nach Frankfurt ſchicken, wo ja auch Leſegeſellſchaften ſein müſſen. Adieu, grüße Alles und ſchreibe mir, was Du willſt, nur nicht, daß Du mir nicht mehr ſo gut biſt, als ſonſt. — Dein Heinrich.

(Pirnſche Vorſtadt, Rammſche Gaſſe Nr. 123).

N. S. Der Bote iſt bezahlt.

46.

Mein liebes Herzens-Riekchen, ich danke Dir. Du haſt mich gerührt dadurch, daß Du mich um Verzeihung bitteſt, daß es nicht mehr ſei. Es iſt kein Zweifel, daß wir, was den Verlag des Phöbus betrifft, damit auskommen werden. Auf den 1. Januar 1809, wenn irgend die Sache gut geht, kriegſt Du Dein Geld wieder. Hier in Dresden intereſſirt ſich Alles, was uns kennt, für unſere Unternehmung. Stelle Dir vor, daß wir von der Regierung, als eine Geſellſchaft von Gelehrten, höchſt wahrſcheinlich (die Sache iſt ſo gut, als gewiß) eine koſtenfreie Conceſſion zum Buchhandel erhalten werden; die vier Buchhändler, die hier ſind, treten allzu-

ſammt dagegen auf, doch man iſt feſt entſchloſſen, die Concurrenz zu vergrößern. Es kann uns, bei unſern litterariſchen und politiſchen Connexionen, gar nicht fehlen, daß wir den ganzen Handel an uns reißen. Dazu giebt noch obenein keiner von uns den Namen her, ſondern die Handlung wird heißen: Phönix-Buchhandlung. Ferner: die Familie Hardenberg hat uns beauftragt, die geſammten Schriften des Novalis (Hardenberg-Novalis, von dem Du mir nicht ſagen wirſt, daß Du ihn nicht kennſt) zu verlegen, und verlangt nichts, als die Veranſtaltung einer Prachtausgabe. Wenn die Sache klug, auf dem Wege der Subſcription, angefangen wird, ſo kann dieſer einzige Artikel (da ſo viel ſeiner Schriften noch ungedruckt waren) unſern Buchhandel heraufbringen; und wir wagen, im ſchlimmſten Fall, nicht das Allermindeſte dabei. Auch Göthe und Wieland haben geſchrieben und werden an unſerm Journal Antheil nehmen. Der zerbrochene Krug (ein Luſtſpiel von mir) wird im Februar zu Weimar aufgeführt, wozu ich wahrſcheinlich mit Rühle (der Major und Kammerherr geworden iſt), wenn der Prinz dahingeht, mitreiſen werde. Kurz, Alles geht gut, und es fehlt nichts, als daß ich noch ein Jahr älter bin, um Dich von einer Menge von Dingen zu überzeugen, an denen Du noch zweifeln magſt. Aber ſei nur nicht ſo karg mit Briefen! Was mir verzeihlich war, zu ſeiner Zeit, iſt es darum noch Dir nicht; und wenn Du nicht antworteſt, ſo denk' ich, Du machſt Dir nichts daraus, wenn ich Dir was

Gutes melde. Adieu, grüße Alles, auf's Frühjahr bin ich gewiß bei Euch. — Bald ein Mehreres.

Den 8. (Januar?).

H. Kleiſt.

47.

(Dieſer Brief iſt aus dem Auguſt 1809 datirt, er muß aber ein Jahr früher geſchrieben ſein).

Meine theuerſte Ulrike.

Ich hätte Dich ſo gern dieſen Sommer einmal geſehen, um Dir über manche Dinge Auskunft zu geben und abzufordern, die ſich in Briefen nicht anders, als auf eine unvollkommene Art, abthun laſſen. Doch mancherlei Urſachen, die gleichfalls zu weitläufig ſind, um auseinander geſetzt zu werden, verhindern mich, bis noch auf dieſe Stunde, Dresden zu verlaſſen. Der Phöbus hat ſich, trotz des gänzlich daniederliegenden Buchhandels, noch bis jetzt erhalten; doch was jetzt, wenn der Krieg ausbricht, daraus werden ſoll, weiß ich nicht. Es würde mir leicht ſein, Dich zu überzeugen, wie gut meine Lage wäre, und wie hoffnungsreich die Ausſichten, die ſich mir in die Zukunft eröffnen: wenn dieſe verderbliche Zeit nicht den Erfolg aller ruhigen Bemühungen zerſtörte. Gleichwohl iſt die Bedingung, unter der ich hier lebe, noch erträglich, und ich fürchte ſehr, daß es Euch Allen nicht beſſer geht. Ich habe

jetzt wieder ein Stück, durch den hiesigen Maître de plaisir, Grf. Vitzthum, an die sächsische Hauptbühne verkauft[64]), und denke dies, wenn mich der Krieg nicht stört, auch nach Wien zu thun; doch nach Berlin geht es nicht, weil dort nur Uebersetzungen kleiner französischer Stücke gegeben werden; und in Cassel ist gar das deutsche Theater ganz abgeschafft und ein französisches an die Stelle gesetzt worden. So wird es wohl, wenn Gott nicht hilft, überall werden. Wer weiß, ob Jemand noch, nach hundert Jahren, in dieser Gegend deutsch spricht. Ich bitte Dich, nicht böse zu werden, wenn ich Dir vor der Hand die Interessen der 500 Rthlr. nicht auszahlen kann, ich versichere Dich, daß es ganz unmöglich ist, indem die meisten Buchhändler bis auf Ostern 1809 unsere Schuldner sind. Die eigentliche Absicht dieses Briefes ist, bestimmt zu erfahren, wo Du bist, und Dich zu fragen, ob Du wohl einen reitenden Boten, den ich von hier aus nach Wormlage abfertigen würde, von dort aus weiter nach Fürstenwalde besorgen kannst? Man wünscht Jemanden, der in der Mark wohnt (es ist der G. P.), schnell von der Entbindung einer Dame, die in Töplitz ist, zu benachrichtigen. Schreibe mir nur bestimmt: ja, weiter brauch' ich nichts; ich überlasse es Dir, ob Du den Boten, den Du in Wormlage aufbringst, wegen der allzu großen Weite, erst nach Gulben schicken und dort einen neuen beitreiben

---

[64]) Wahrscheinlich „das Käthchen von Heilbronn."

laſſen, — oder jenen gleich nach Fürſtenwalde abgehen laſſen willſt. Schnelligkeit wird ſehr gewünſcht. Auch mir antworte ſogleich auf dieſen Punct. Vielleicht komme ich in etwa drei Wochen ſelbſt zu Euch, ſehe, was Ihr macht, und berichtige meine, oder vielmehr die Schuld eines Freundes. — Lebe inzwiſchen wohl, ſchreibe mir, was unſere theuerſte Tante macht und die Uebrigen, und zweifle nie an der unauslöſchlichen Liebe Deines Bruders

H. v. K.

Dresden, den Auguſt 1809 (d. h. 1808).

48.

Abſchrift (von Ulrikens Hand).

Meine theuerſte Ulrike.

Ich hatte mir, in der That, ſchon einen Paß beſorgt, um nach Wormlage zu kommen, weil ich Dich in einer wichtigen Sache zu ſprechen wünſchte. Doch ein heftiges Zahngeſchwür hält mich noch davon ab. Da die Sache keinen Aufſchub leidet, ſo bitte ich Dich, Dich auf einen Wagen zu ſetzen und zu mir herzukommen. Ich weiß wohl, daß man keiner andern Schweſter ſo etwas zumuthen könnte; doch grade weil Du es biſt, ſo thue ich es. Der Ueberbringer iſt mein Bedienter,

in deſſen Begleitung Du ſo ſicher, wie in Abrahams Schooß, reiſen kannſt. Auch kannſt Du, wenn Du vorlieb nehmen willſt, bei mir wohnen. Es ſoll mir lieb ſein, wenn Du länger bleiben willſt, doch ich brauche Dich nur auf einen Tag, und Du kannſt, wenn Du willſt, mit demſelben Wagen wieder zurückreiſen. Ich gebe Dir alsdann meinen Bedienten wieder mit. Entſchließe Dich, meine liebſte Ulrike, ſchürz' und ſchwinge Dich, das Wetter iſt gut, und in drei Tagen iſt Alles, als wär' es nicht geſchehen.

Dresden, den 30. September 1808. H. v. Kleiſt.

49.

Meine liebſte, theuerſte Ulrike.

Ich reiſe, in dieſem Augenblick, in der Sache der Fr. v. Haza, von welcher ich Dich, bei Deinem Hierſein in Dresden, einigermaßen unterrichtet habe, nach Lewitz, in der Gegend von Poſen, ab. Da ich wieder durch die Lauſitz gehe, ſo glaubte ich, bei dieſer Gelegenheit, meine Schuld an Pannwitz abtragen zu können; doch die Ausgaben wachſen mir ſo über den Kopf, daß ich es nicht beſtreiten kann. Thue mir den Gefallen und decke die 20 Rthlr., die ich ihm ſchuldig; ihm ſchuldig

zu ſein, quält mich nicht, doch . . .[65]), die ſie ihm vorgeſchoſſen hat. Ich lege Dir den Brief bei, den Du, in dieſem Fall, zuzuſiegeln und an ihn abzuſchicken haſt. Fr. v. Haza iſt eine liebenswürdige und vortreffliche Dame, und die erſten Schritte, die ich für ſie gethan habe, machen es ganz nothwendig, daß ich die letzten auch thue. Das Allererſtemal, daß ich Geld kriege, will ich, ſo wahr ich bin, gleich an Dich denken. Adieu, vor vierzehn Tagen bin ich nicht hier zurück.

Dresden, den 2. November 1808. Dein Heinrich.

N. S. Der Buchhändler Walter hat den Phöbus übernommen, und alle Ausgaben ſind gedeckt.

50.

Meine theuerſte Ulrike.

Ich werde mit der Kaiſerl. Geſandtſchaft, wenn ſie von hier abgeht, nach Wien reiſen. Nun wünſche ich lebhaft, Dich vorher noch einmal zu ſprechen; und doch iſt es mir unmöglich, Dresden auf mehrere Tage zu verlaſſen, eben weil die Geſandtſchaft jede Stunde den Befehl zum Aufbruch erhalten kann. Könnteſt Du mir

---

[65]) Zwei Wörter ſind ſorgfältig ausgeſtrichen.

nicht auf den halben Weg bis — — wie heißt der Ort vier Meilen von Wormlage und drei Meilen von Dresden? — entgegenkommen? Wenn Du es möglich machen kannſt: ſo ſchreibe mir den Tag und den Namen dieſes Orts, und verlaß Dich darauf, daß ich alsdann mit Dir zugleich dort eintreffe. Auch wünſche ich, zum Behuf dieſer Reiſe, einiges Geld von der kleinen Erbſchaft, die ich gemacht habe, voraus zu empfangen. Könnteſt Du mir nicht, auf irgend eine Art, dazu verhelfen und es mir mitbringen? Wenn es auch nur 50 oder 30 Rthlr. wären. Schreibe mir ein paar beſtimmte Worte, wann und wohin Du kommen willſt; und noch einmal verlaß Dich darauf, daß ich alsdann dort bin.

Dein Heinrich v. Kleiſt.

Dresden, den 8. April 1809.
Willſche Gaſſe, Löwen-Apotheke.

N. S. Sieh doch zu, daß wir ſpäteſtens Mittwoch oder Donnerstag (allerſpäteſtens) zuſammentreffen können. Wir müſſen zu Mittag ankommen, den Nachmittag und Abend zuſammenbleiben, und die Nacht dort zubringen.

51.

Meine theuerſte Ulrike.

Ich ſchreibe Dir nur ganz kurz, um Dir einige flüchtige Nachrichten und Aufträge zu geben. Den 29. April habe ich Dresden verlaſſen. B., mit dem ich, wie ich Dir ſagte, reiſen wollte, war ſchon fort; und auch hier in Töplitz habe ich ihn nicht mehr angetroffen. Alles ſtand damals ſo gut, daß ich in Dresden bleiben zu können glaubte; doch die letzten Begebenheiten haben mich gezwungen, von dort hinweg zu gehen. Was ich nun eigentlich in dieſem Lande thun werde, das weiß ich noch nicht; die Zeit wird es mir an die Hand geben, und Du es alsdann, hoffe ich, auch erfahren. Für jetzt gehe ich über Prag nach Wien.

Inzwiſchen habe ich von Dresden nicht weggehen können, ohne einige Schulden daſelbſt zurückzulaſſen, die zu Johanni zahlbar ſind. Nur die Gewißheit, daß mir die Erbſchaft alsdann ausgezahlt werden wird, hat dieſen Schritt überhaupt möglich gemacht. Ich beſchwöre Dich alſo, meine theuerſte Ulrike, für diesmal noch mit Deiner Forderung zurückzuſtehen und mir das Geld zu Bezahlung jener Schuld zukommen zu laſſen. Noch weiß ich nicht, ob ich nicht vielleicht in Kurzem wieder nach Dresden zurückkehre. Sollte dies nicht geſchehen, ſo bitte ich Guſten, Dir die Zahlung zu machen, und Dich bitte ich, das Geld dem Kaufmann Salomon Aſcher,

Dresden, große Büttelgaſſe Nr. 472, gegen Rückgabe der Schuldverſchreibungen, zuzuſtellen. Um den Kaufmann, wegen dieſes Umſtandes, ſicher zu ſtellen, haſt Du wohl die Gefälligkeit, ihm, mit wenig Worten, kurz, unter der beſagten Adreſſe, zu melden, daß dies zu Johanni geſchehen werde. Verſäume dies ja nicht, meine theuerſte Ulrike, damit keine, mir auf das Aeußerſte empfindliche, Irrungen daraus entſtehen. Lebe inzwiſchen wohl, wir mögen uns wiederſehen oder nicht, Dein Name wird das letzte Wort ſein, das über meine Lippen geht, und mein erſter Gedanke (wenn es erlaubt iſt), von jenſeits wieder zu Dir zurückkehren. Adieu, Adieu! Grüße Alles.

Töplitz, den 3. Mai 1809. Dein Hr. Kleiſt.

52.

Noch niemals, meine theuerſte Ulrike, bin ich ſo erſchüttert geweſen, wie jetzt. Nicht ſowohl über die Zeit — denn das, was eingetreten iſt, ließ ſich, auf gewiſſe Weiſe, vorherſehen; als darüber, daß ich beſtimmt war, es zu überleben. Ich gieng aus D... weg, wie Du weißt, in der Abſicht, mich mittelbar oder unmittelbar in die Arme der Begebenheiten hinein zu werfen; doch in allen Schritten, die ich dazu that, auf die ſeltſamſte Weiſe

contrecarrirt, war ich genöthigt, hier in Prag, wohin meine Wünſche gar nicht giengen, meinen Aufenthalt zu nehmen. Gleichwohl ſchien ſich hier, durch B. und durch die Bekanntſchaften, die er mir verſchaffte, ein Wirkungskreis für mich eröffnen zu wollen. Es war die ſchöne Zeit nach dem 21. und 22. Mai, und ich fand Gelegenheit, meine Aufſätze, die ich für ein patriotiſches Wochenblatt beſtimmt hatte, im Hauſe des Grafen v. Kollowrat vorzuleſen. Man faßte die Idee, dieſes Wochenblatt zu Stande zu bringen, lebhaft auf, Andere übernahmen es, ſtatt meiner den Verleger herbeizuſchaffen, und nichts fehlte, als eine höhere Bewilligung, wegen welcher man geglaubt hatte, einkommen zu müſſen. So lange ich lebe, vereinigte ſich noch nicht ſo viel, um mich eine frohe Zukunft hoffen zu laſſen, und nun vernichten die letzten Vorfälle nicht nur dieſe Unternehmung, — ſie vernichten meine ganze Thätigkeit überhaupt.

Ich bin gänzlich außer Stand, zu ſagen, wie ich mich jetzt faſſen werde. Ich habe Gleißenberg geſchrieben, ein paar ältere Manuſcripte zu verkaufen; doch das eine wird, wegen ſeiner Beziehung auf die Zeit, ſchwerlich einen Verleger, und das andere, weil es keine ſolche Beziehung hat, wenig Intereſſe finden[66]). Kurz, meine theuerſte Ulrike, das ganze Geſchäft des Dichtens

---

[66]) Gewiß „die Hermannsſchlacht“ und „das Käthchen von Heilbronn.“

iſt mir gelegt; denn ich bin, wie ich mich auch ſtelle, in der Alternative, die ich Dir ſo eben angegeben habe.

Die große Noth, in der ich mich nun befinde, zwingt mich, ſo ungern ich es thue, den Kaufmann Aſcher in Dresden, dem ich zu Johanni mit meiner Schuld verfallen bin, um Prolongation des Termins zu bitten. Es bleibt mir nichts Anderes übrig, wenn ich mir auch nur, bis ich wieder etwas ergriffen habe, meine Exiſtenz friſten will. In Verfolg dieſer Maßregel bitte ich Dich, mir die 272 Rthlr., oder was aus den Pfandbriefen der Tante Maſſow herauskommen mag, in Conv. Münze, nach Prag zu ſchicken. Ich bitte Dich, es, ſobald es möglich iſt, zu thun, um mich aus Prag, wo ich ſonſt gar nicht fort könnte, frei zu machen. Was ich ergreifen werde, wie geſagt, weiß ich nicht; denn wenn es auch ein Handwerk wäre, ſo würde, bei dem, was nun die Welt erfahren wird, nichts herauskommen. Aber Hoffnung muß bei den Lebenden ſein. — Vielleicht, daß die Bekanntſchaften, die ich hier habe, mir zu irgend etwas behülflich ſein können. — Adieu, lebe wohl und erfreue bald mit einer Antwort

Deinen Bruder Heinrich v. Kleiſt.

Prag, den 17. Juli 1809.
Kleine Seite, Brückengaſſe Nr. 39.

53.

Meine theuerſte Ulrike.

Aus einliegender Abſchrift meines Schreibens an den Syndicus Dames wirſt Du erſehen, was ich, meinen Antheil an dem hieſigen Hauſe betreffend, für Verfügungen getroffen habe.

Die Veranlaſſung dazu iſt nicht gemacht, Dir in einem Briefe mitgetheilt zu werden.

Ich glaubte, Dich in dieſer Gegend zu finden, und mein Wille war, mich unmittelbar, wegen Aufnahme des Geldes, an Dich zu wenden; doch dieſe Hoffnung ward, durch Deine Abreiſe nach Pommern, vereitelt.

Adieu, mein theuerſtes Mädchen; ich gehe nach dem Oeſterreichiſchen zurück und hoffe, daß Du bald etwas Frohes von mir erfahren wirſt.

Frankfurt a. d. Oder, den 23. November 1809.

Heinrich v. Kleiſt.

54.

Berlin, den 19. März 1810.
Mauerstraße Nr. 53.

Meine theuerste Ulrike.

Denkst Du nicht daran, in einiger Zeit wieder in diese Gegend zurückzukehren? Und wenn Du es thust: könntest Du Dich nicht entschließen, auf ein oder ein paar Monate, nach Berlin zu kommen und mir, als ein reines Geschenk, Deine Gegenwart zu gönnen? Du müßtest es nicht begreifen als ein Zusammenziehen mit mir, sondern als einen freien, unabhängigen Aufenthalt, zu Deinem Vergnügen; Gleißenberg, der zu Anfang Aprils auf drei Monate nach Gulben geht, bietet Dir dazu seine Wohnung an. Du würdest täglich in Altenstein's Hause sein können, dem die Schwester die Wirthschaft führt, und der seine Mutter bei sich hat; würdige und angenehme Damen, in deren Gesellschaft Du Dich sehr wohl befinden würdest. Sie sehen mich nicht, ohne mich zu fragen: was macht Ihre Schwester? Und warum kömmt sie nicht her? Meine Antwort an den Minister ist: es ist mir nicht so gut gegangen, als Ihnen; und ich kann sie nicht, wie Sie, in meinem Hause bei mir sehen. Auch in andere Häuser, als z. B. beim geh. Staatsrath Stägemann, würde ich Dich einführen können, dessen Du Dich vielleicht, von Königsberg her, erinnerst. Ich habe der Königin, an ihrem Geburtstag, ein Gedicht überreicht, das sie, vor den

Augen des ganzen Hofes, zu Thränen gerührt hat; ich kann ihrer Gnade und ihres guten Willens, etwas für mich zu thun, gewiß sein. Jetzt wird ein Stück von mir, das aus der brandenburgischen Geschichte genommen ist, auf dem Privattheater des Prinzen Radziwil gegeben, und soll nachher auf die Nationalbühne kommen, und, wenn es gedruckt ist, der Königin übergeben werden. Was sich aus allem diesen machen läßt, weiß ich noch nicht: ich glaube, es ist eine Hofcharge; das aber weiß ich, daß Du mir von großem Nutzen sein könntest. Denn wie manches könntest Du, bei den Altenstein'schen Damen, zur Sprache bringen, was mir, dem Minister zu sagen, schwer, ja unmöglich fällt. Doch ich verlange gar nicht, daß Du auf diese Hoffnungen etwas giebst; Du müßtest auf nichts, als das Vergnügen rechnen, einmal wieder mit mir, auf einige Monate, zusammen zu sein. Aber freilich müßte die Frage, ob Du überhaupt Pommern verlassen willst, erst abgemacht sein, ehe davon, ob Du nach Berlin kommen willst, die Rede sein kann. Wie glücklich wäre ich, wenn Du einen solchen Entschluß fassen könntest! Wie glücklich, wenn ich Deine Hand küssen und Dir über tausend Dinge Rechenschaft geben könnte, über die ich jetzt Dich bitten muß, zu schweigen. Adieu, grüße Fritzen[67]) und Stojentin, und antworte bald.

Dein H. v. Kl.

---

[67]) Vergl. Anmerk. 48.

55.

(Ohne Datum, wie es ſcheint, in Frankfurt a. d. O. geſchrieben).

Meine liebſte Ulrike.

Der König hat mich durch ein Schreiben im Militair angeſtellt, und ich werde entweder unmittelbar bei ihm Adjutant werden, oder eine Compagnie erhalten[68]). Die Abſicht, in der ich hierher kam, war, mir zu einer kleinen Einrichtung, welche dies nöthig macht, Geld zu verſchaffen, entweder unmittelbar von Dir, oder durch Dich auf die Hypothek meines Hauſes. Da Du Dich aber, mein liebes, wunderliches Mädchen, bei meinem Anblick ſo ungeheuer erſchrocken haſt, ein Umſtand, der mich, ſo wahr ich lebe, auf das Allertiefſte erſchütterte: ſo gebe ich, wie es ſich von ſelbſt verſteht, dieſe Gedanken völlig auf, ich bitte Dich von ganzem Herzen um Verzeihung und beſchränke mich, entſchloſſen, noch heute Nachmittag nach Berlin zurück zu reiſen, bloß auf den andern Wunſch, der mir am Herzen lag, Dich noch einmal auf ein paar Stunden zu ſehen. Kann ich bei Dir zu Mittag eſſen? — Sage nicht erſt ja, es verſteht ſich ja von ſelbſt, und ich werde in einer halben Stunde bei Dir ſein.

Dein Heinrich.

---

[68]) Die Sache kam nicht zur Ausführung; woran ſie ſcheiterte, habe ich nicht erfahren können.

56.

Meine theuerſte Ulrike.

In dem Louiſenſtift, deſſen erſte Abtheilung erſt organiſirt iſt, wird nun für die zweite Abtheilung, welche gleichfalls organiſirt werden ſoll, eine Oberaufſeherin geſucht; eine Dame, deren Beſtimmung nicht eigentlich unmittelbar die Erziehung der Kinder, ſondern die Aufſicht über das ganze weibliche Perſonale iſt, dem jenes Geſchäft anvertraut iſt. Eine ſolche Stelle, an und für ſich demnach ehrenvoll genug, iſt mit völlig freier Station und einem Gehalt von 400 Rthlr. verknüpft. Da Du nun, wie ich höre, damit umgehſt, eine Penſion in Frankfurt anzulegen, und ſogar dazu ſchon einige Schritte gethan haſt: ſo iſt es mir eingefallen, ob es Dir vielleicht, die wohl vorzugsweiſe dazu geeignet iſt, conveniren würde, eine ſolche Stelle anzunehmen? Du würdeſt Dich in dieſem Falle, wie es ſich von ſelbſt verſteht, auf keine Weiſe darum zu bewerben brauchen; ſondern Dein Ruf würde hoffentlich die Schritte, die ich deshalb bei den Vorſtehern dieſes Inſtituts, deren mehrere mir bekannt ſind, thun könnte, dergeſtalt unterſtützen, daß man eine Aufforderung an Dich dazu ergehen ließe. Dieſer Plan ſchmeichelt meinem Wunſch, Dich auf dauerhafte Weiſe in meiner Nähe zu wiſſen; und obſchon mancherlei Verhältniſſe, zum Theil auch die Einrichtung dieſes Inſtituts ſelbſt, unmöglich machen, mich mit Dir zuſammen

zu etabliren, ſo würde mir doch Dein Aufenthalt in Berlin, von wo ich mich wohl ſo bald nicht zu entfernen denke, zur größten Freude und Befriedigung gereichen. Demnach bitte ich Dich um die Freundſchaft, mir hierüber einige Worte zu ſchreiben; und mit der Verſicherung, daß mich, falls es nur in Deine Zwecke paßt, nichts glücklicher machen würde, als Alles, was in meinen Kräften ſteht, an die Ausführung dieſer Sache zu ſetzen, unterſchreibe ich mich

Dein treuer Bruder Hr. Kleiſt.

Berlin, den 11. Auguſt 1811.
Mauerſtraße Nr. 53.

57.

Ich kann nicht ſterben, ohne mich zufrieden und heiter, wie ich bin, mit der ganzen Welt, und ſoweit auch, vor allen Andern, meine theuerſte Ulrike, mit Dir verſöhnt zu haben. Laß ſie mich, die ſtrenge Aeußerung, die in dem Briefe an die Kleiſten enthalten iſt, laß ſie mich zurücknehmen; wirklich, Du haſt an mir gethan, ich ſage nicht, was in Kräften einer Schweſter, ſondern in Kräften eines Menſchen ſtand, um mich zu retten: die Wahrheit iſt, daß mir auf Erden nicht zu helfen

war. Und nun lebe wohl; möge Dir der Himmel einen Tod ſchenken, nur halb an Freude und unausſprechlicher Heiterkeit dem meinigen gleich: das iſt der herzlichſte und innigſte Wunſch, den ich für Dich aufzubringen weiß.

Stimmings bei Potsdam, den —,
am Morgen meines Todes.

Dein Heinrich.

Anhang.

1.

Wunsch am neuen Jahre 1800
für Ulrike von Kleist.

Amphibion Du, das in zwei Elementen stets lebet,
Schwanke nicht länger und wähle Dir endlich ein sichres Geschlecht.
Schwimmen und fliegen geht nicht zugleich, drum verlasse das Wasser,
Versuch es einmal in der Luft, schüttle die Schwingen und fleuch (so)!

H. K.

2.

(Brief an Herrn von Pannwitz[69]).

Bern, im August 1802.

Mein lieber Pannwitz, ich liege seit zwei Monaten krank in Bern und bin um 70 französische Louisd'or gekommen, worunter 30, die ich mir durch eigne Arbeit verdient hatte.

---

[69]) Wahrscheinlich ist dieser Brief die Veranlassung gewesen, daß Ulrike zu dem kranken Bruder in die Schweiz eilte.

Ich bitte Gott um den Tod und Dich um Geld, das Du auf meinen Hausantheil erheben mußt. Ich kann und mag nichts weiter ſchreiben, als dies Allernothwendigſte. Schicke zur Sicherheit das Geld an den Doctor und Apotheker Wyttenbach, meinen Arzt, einen ehrlichen Mann, der es Euch zurückſchicken wird, wenn ich es nicht brauche. Lebet wohl, lebet wohl, lebet wohl.

Heinrich Kleiſt.

3.

(Brief von Fräulein Ulrike von Kleiſt an den franzöſiſchen General Clarke, Gouverneur von Berlin).

Monsieur.

Je ne viens pas solliciter une faveur auprès de Votre Excellence, mais je viens demander justice. Je puis donc espérer, qu'Elle daignera m'écouter et m'accorder ce que je demande; c'est Lui rendre service à Elle même que de Lui fournir l'occasion d'exercer des vertus, qui Lui sont chères.

Je me contente d'exposer simplement les faits; ils parlent assez d'eux-mèmes.

Mon frère .... est arrivé à Berlin vers la fin de Janvier, avec des passeports visés par les autorités Françaises; autrefois officier dans l'armée du Roi, il ne l'est plus depuis huit ans, qu'il a demandé et obtenu son congé; il venait de Koenigsberg, où il avait travaillé à la Chambre des Domaines comme volontaire, pour se former aux affaires de finance, et il comptait se rendre à Dresde, afin de cultiver paisiblement les lettres et les arts, qu'il aime et auxquels il s'est voué; mais au

lieu de pouvoir se rendre à la destination, qu'il avait choisie, il s'est vu arrêté ici sans raison à lui, comme sans examen préalable, et non seulement on l'a emmené comme prisonnier, mais on le traite comme s'il s'était rendu coupable de quelque délit, et privé de la liberté, il languit dans un cachot au château de Joux.

Ces faits sont de la plus exacte vérité; je suis prête à les prouver et à fournir à Votre Excellence tous les renseignements qu'Elle demandera, et tous les témoins qu'Elle voudra entendre.

Je le répète, je demande justice; Votre Excellence est trop intéressée, Elle-même, à ce que justice se fasse, pour que j'ajoute d'autres considérations à celle qui est toute-puissante sur Son ame généreuse.

Si Votre Excellence consulte la voix publique, Elle pourra facilement apprendre, que mon frère n'est pas sans nom et sans réputation dans le monde littéraire en Allemagne, et qu'il est digne de quelque intérêt; mais Votre Excellence rendrait justice à l'homme le plus obscur et le plus ignoré: ainsi cette enquête serait superflue, et Elle pardonnera cette réflexion à la tendresse d'une soeur affligée, qui en perdant son frère a perdu ce qu'elle aime le plus au monde.

Veuillez donc, Monsieur, porter la consolation dans mon ame et Vous hâter de donner des ordres, pour que mon frère soit incessamment mis en liberté, et que le mal-entendu, dont il a été la victime, soit éclairci.

J'ai l'honneur d'être avec la plus haute considération

Monsieur

de Votre Excellence

la très humble et très obéissante servante.

4.

(Antwort des Generals Clarke).

Berlin, 8 avril 1807.

J'ai reçu, Mademoiselle, la lettre que Vous m'avez fait l'honneur de m'écrire le 3 de ce mois. Monsieur Votre frère en passant du quartier général ennemi derrière l'armée française, s'est exposé à être regardé comme espion, et je l'ai même traité avec indulgence en le faisant conduire en France. Sur la demande de Mr. le ministre d'état d'A . . . j'avais donné des ordres pour adoucir la rigueur de cette conduite, mais ils sont arrivés trop tard. J'ai écrit au ministre de la guerre pour l'inviter à permettre à Monsieur Votre frère de retourner dans ses foyers; je désire, que cette demande soit accordée.

Je Vous prie, Mademoiselle, d'agréer mon respect.

Le g^{l} de d^{on} gouverneur g^{l} de Berlin etc. etc.
CLARKE.

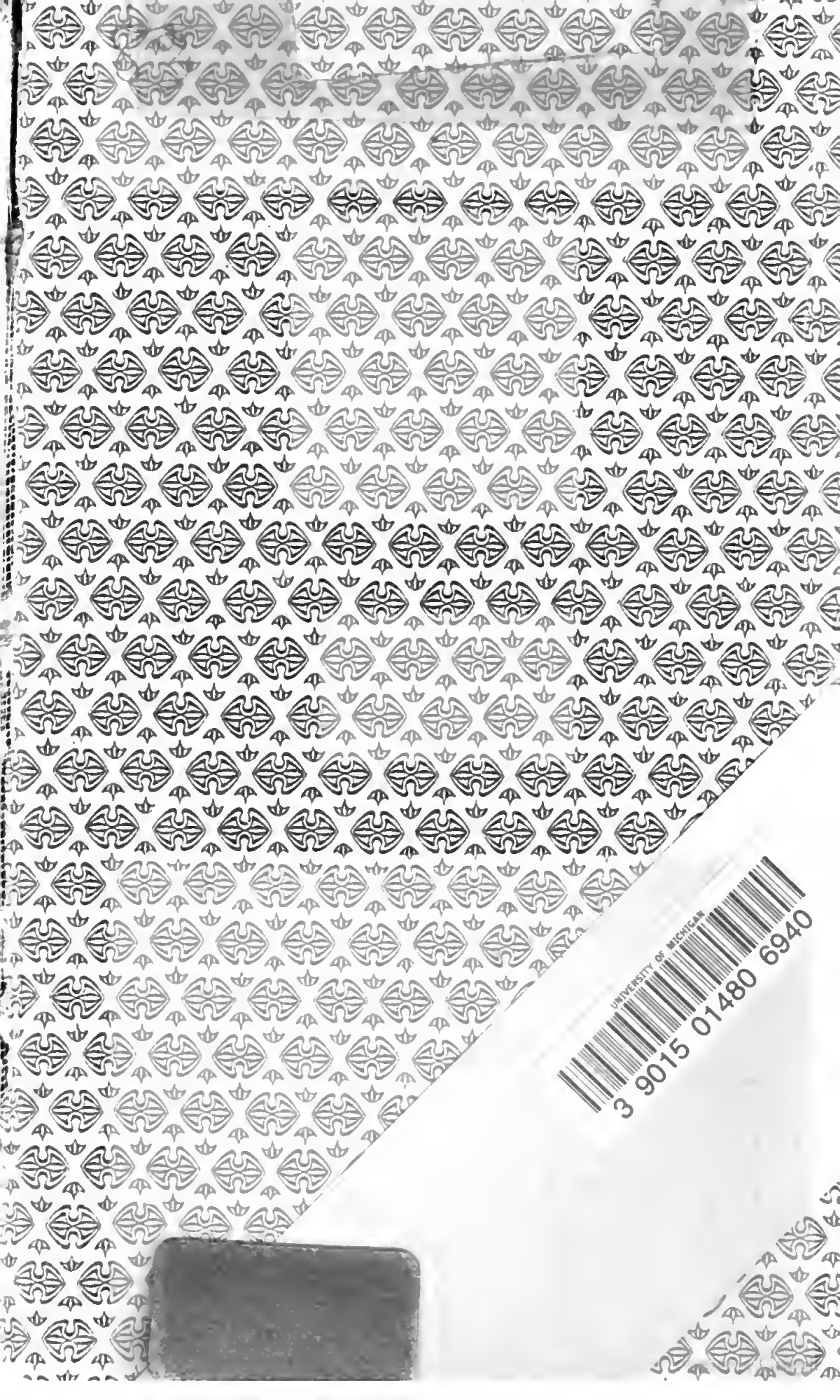
Melle Ulrique de Kleist à Berlin.

Berlin, Druck von Guſtav Schade, Marienſtr. 10.

Digitized by Google

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

DATE DUE


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01480 6940